10/87

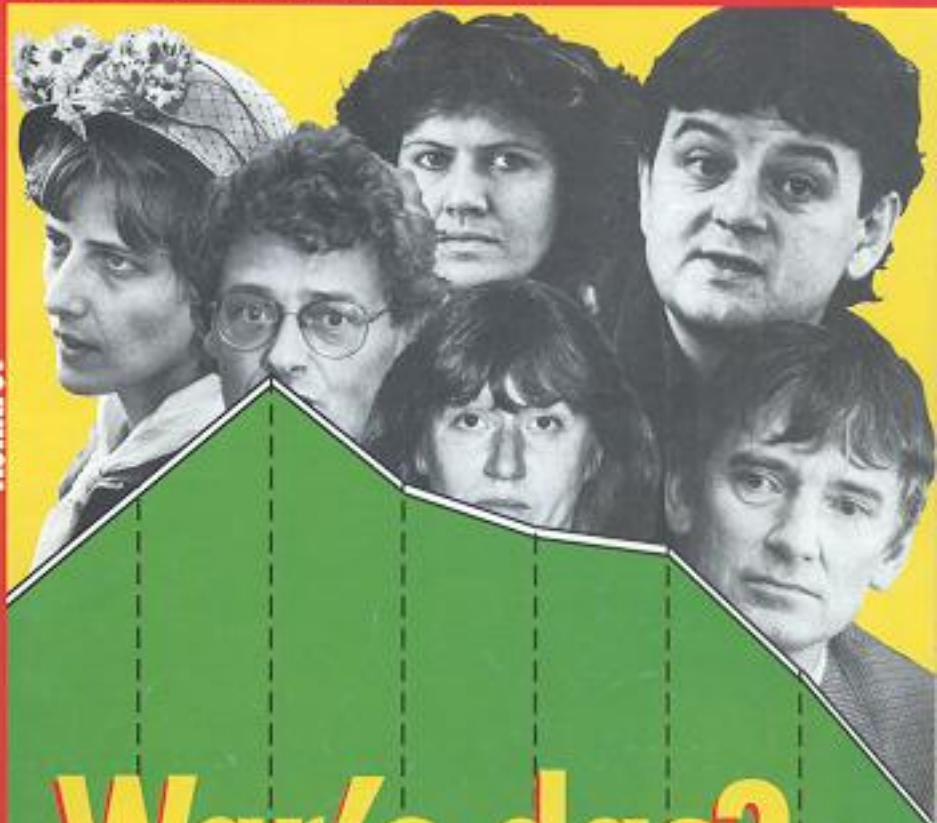
# Konkret

MAGAZIN FÜR POLITIK UND KULTUR

HEFT 10 OKTOBER 1987 6,- DM C 4143 E

**Deutscher Herbst 77:**
**Die BRD als Mords-Staat**

**Die heiligen Schriften des Peter Handke**



# War's das?

Konkret

# in konkret Oktober 1987

## von konkret

**Buch des Monats: Schwarze Löcher** von Georg Fülberth

Georg Fülberth über Claus Leggewies Führer durch die Denkschulen der Rechten

## an konkret

**Einige Grenzen** von Hermann L. Gremliza

**Ebermann-Interview** von Thomas Ebermann

Thomas Ebermann in Bonn. Ein halbes Jahr nach seiner Wahl zum Sprecher der grünen Fraktion zieht er eine traurige Bilanz »...daß sich die Grünen mit der Politik, die im Moment betrieben wird, ganz schlicht überflüssig machen.«

**Zehn Jahre Deutscher Herbst - Ein liberaler Rechtsstaat. Tödlich.** von Detlef zum Winkel

Der Herbst des Jahres 1977 ist seitdem der Deutsche Herbst. Ein Arbeitgeber-Präsident lag tot im Kofferraum eines Wagens, die GSG 9 zeigte in Somalia, was ein Blitzkrieg ist, und in Stammheim starben, fein getimed, Häftlinge. DETLEF ZUM WINKEL erzählt die Geschichte dieses Jahres, das mit einem sehr deutschen Herbst enden sollte.

**Die Macht der Gewohnheit** von Edwin Herrmann

Wo der Türkenwitz den Fremden die Abreise durch den Schornstein nahelegt, greifen die hiesigen Behörden noch auf die noch älteren Methoden zurück. Sie kommen im Morgengrauen, stellen sich dumm und verfrachten bar jeder Rechtsgrundlage die Ausländer in die Flugzeuge. Der Rest geht sie nichts mehr an. Wenig wird von dieser Praxis publik. Alle halten dicht. Im Landkreis Darmstadt-Dieburg jedoch gab es in diesem Sommer eine undichte Stelle. Alle Abschiebungen der letzten zwei Jahre werden jetzt überprüft - Edwin Herrmann berichtet über die des Türken Ibrahim Özcan.

**Die Contra Connection** von Günter Amendt

Während seiner Anti-Drogen-Kampagne setzte Reagan das Gerücht in die Welt, die Sandinisten seien in den lateinamerikanischen Kokain-Handel verwickelt. Sogar Umschlagplätze und Transportwege seien bekannt. Wie auch nicht? CIA-Leute selbst hatten schließlich geholfen, sie anzulegen. Die Dollars aus dem Geschäft kassiert nicht die Regierung in Managua, sondern die Contra in Miami. Günter Amendt war in Nicaragua. Er berichtet über die Drogensituation im Land

## Magazin

**Platzanweiserin** von Dietrich Kuhlbrodt

**Bücher** von Matthias Altenburg

**Von Dickmachern und Dünnbrettbohrern!** von Wolfgang Pohrt

Revolution oder Getreidekleie. Man muß sich schon entscheiden. Nur die bundesdeutsche Linke war beidem zugeneigt. Nacheinander allerdings. Mal war es Liebe, dann bloß noch eine Beziehungskiste. Daniel Cohn-Bendit hat nun diese großen und kleinen Gefühle wieder aufgesucht und aus seinen und den Erinnerungen seiner 68er Freunde ein Buch gemacht. Aber wie es so geht, wenn Veteranen Rückschau halten: Plaudern sie über die Revolution, klingt es immer nach Getreidekleie

**Als ob Kafka eine Frau Rimbaud eine Mutter gewesen wäre** von Hélène Cixous

Clarice Lispector war eine feinfühlige Titanin, eine Wächterin der Welt. Sie wußte von nichts und deckte alles auf.

**Sich die Freiheit nehmen** von Gertrud Koch

Mit einer schier gleichgültigen Beharrlichkeit dreht der Franzose Eric Rohmer seit Jahren Filme, die ihre Attraktion aus der Alltäglichkeit der Geschichten beziehen. Auf der Biennale in Venedig lief sein letzter Film, »Der Freund meiner Freundin«, im Spätherbst läuft in den hiesigen Kinos sein vorletzter an »Vier Abenteuer von Reinette und Mirabelle«. Gertrud Koch porträtiert diesen Flaneur des Films

**Herr Dietrichsen** von Diedrich Diederichsen

Diedrich Diederichsen hat seinen ersten Roman geschrieben: KONKRET veröffentlicht einen Auszug aus dem Dritten Kapitel:»Die Cellosonate. - aus den früheren Aufzeichnungen des Künstlers B.«

**Marc Almond Interview** von Harald Inhülsen; Marc Almond

Marc Almond, englischer Sänger und Songschreiber, Ex »Soft Cell«, besingt gern die guten Seiten des Elends. Er hat eine Vorliebe für die Themen Sex & Crime, Sünde, Tod und Glamour. Alles schwere Ware für den Entertainer.

**Propagandanummern** von Otto Köhler

Die Geschichte kann bleiben wie sie war. Die Goebbels-Tagebücher sind garantiert echt. So blöd fälscht keiner. Otto Köhler hat sich durchgequält und herausgefunden, daß die eigentlichen Entscheidungen in der NSDAP an ihrem Reichspropagandaleiter vorbeigingen

**Tomayers ehrliches Tagebuch** von Horst Tomayer

**Heilige Schriften** von Michael Scharang

Über die Feierlichkeit in der Gegenwartsliteratur am Beispiel Peter Handke.

**Ein Autor ist nie ganz bei Trost** von Hermann Peter Piwitt

Über die Dauerkrise im Schriftstellerverband

**Gremlizas express** von Hermann L. Gremliza

Konkret 10/87, S. 4

# von konkret

1. Seit elf Jahren sitzt Leonard Peltier, US-Amerikaner und Indianer in den USA in Haft, weil er zuviel Indianer und zuwenig US-Amerikaner ist. Er soll zwei FBI-Beamte erschossen haben. KONKRET veröffentlichte in Heft 3/87 ein Interview mit dem Inhaftierten, in dem er unter anderem sagte: »Ich bin bei guter Gesundheit und es wird ihnen nicht gelingen, mich zu zerbrechen. Ich werde nicht aufgeben. Ich habe nicht elf Jahre im Gefängnis verbracht, um nun aufzugeben.« Nun aber meldet dpa:

*Ein militanter amerikanischer Indianerführer, der wegen Mordes an zwei FBI-Beamten eine lebenslange Haftstrafe verbüßt, hat die Sowjetunion um politisches Asyl gebeten. In einem Brief wirft Leonard Peltier den US-Behörden vor, sie hätten »getürkte Beweise« benutzt, um ihn zu verurteilen und die amerikanischen Indianerbewegung zu vernichten. es gebe in den USA »keine Gerechtigkeit«für sein Volk. Der Brief trägt das Datum 9. Juli.«*

Eine Antwort aus Moskau steht noch aus.

2. In KONKRET 8/87 berichtet Helmut Lorscheid unter dem Titel »Vertrauenssache« über den regen Handel, den bundesdeutsche Unternehmen mit dem südafrikanischen Rassistenstaat betreiben, auf daß die Unterdrückungsarmee immer bestens ausgerüstet sei. Anlaß für diese Geschichte waren erst unter- und dann in Südafrika wieder aufgetauchte U-Boot-Konstruktionspläne. Die Anti-Apartheid-Bewegung (Blücherstraße 14, 5300 Bonn) hat jetzt eine Broschüre zum Preise von drei Mark herausgebracht, die den »U-Boot-Skandal Bundesrepublik Deutschland - Südafrika« – so der Titel – bis hin zu den Stellungnahmen der CDU dokumentiert. Es darf also auch gelacht werden.

3. Und nun die klassische Meldung für das Oktoberheft. Die Buchmesse:

- KONKRET hat auch in diesem Jahr wieder einen Stand. Er befindet sich in der Halle 5, 1. Stock und trägt die Nummer F 174
- LITERATUR KONKRET erscheint zur 39. Frankfurter Buchmesse zum zwölften Male. Und zum ersten Male ganz anders. An die Stelle des Herausgebers früherer Jahre, Hermann L. Gremliza, treten zwei Herausgeberinnen: Christel Dormagen (früher auch »Courage«) und Ingrid Klein (KONKRET-Sonderhefte) stehen für ein Programm. Denn LITERATUR KONKRET hat nur ein Thema: Frauen & Literatur. Ein Vorabdruck aus diesem Heft findet sich in der vorliegenden KONKRET-Ausgabe auf Seite 50, eine Anzeig*e auf Seite 75*
- Der KONKRET LITERATUR VERLAG legt zur Buchmesse fünf Neuerscheinungen vor: Günter Amendt: »Der große weiße Bluff – Die Drogenpolitik der USA«; Oliver Tolmein/Detlef zum Winkel: »Nix gerafft – 10 Jahre Deutscher Herbst und der Konservativismus der Linken«; Volkmar Sigusch (Herausgeber): »AIDS als Risiko – Über den gesellschaftlichen Umgang mit einer Krankheit«; Verena Krieger: »Entscheiden – Was Frauen (und Männer) über den § 218 wissen sollten«; Mensje van Keulen: »Fluchtversuche«, Roman.
- KONKRET-Autoren schließlich haben auch noch fleißig an Büchern gearbeitet. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit: Franz Josef Degenhardt »Reiter wieder an der schwarzen Mauer« (Bertelsmann); Konrad Ege (Herausgeber): »Irangate« (Pahl-Rugenstein); Horst Tomayer: »Hirnverbranntes und Feinziseliertes« (Zinnober Verlag); Martin Dannecker: »Das Drama der Sexualität« (Athenäum); Susanne von Paczensky: »Gemischte Gefühle – Von Frauen die ungewollt schwanger sind« (Beck); Diedrich Diederichsen: »Herr Dietrichsen« (Kiepenheuer & Witsch)

4. Und bevor sich dieses ganze Buchspektakel loswälzt, wird erst noch der Karl-Kraus-Preis verliehen. Wann? Am 2.10.87 um 19 Uhr. Wo? In Hamburg, Patriotische Gesellschaft, Trostbrücke. Wie? Per Scheck (dreißigtausend DM) An Wen? Genau das ist die Frage, die erst am 2.10. beantwortet wird. Bis dann.

5 . Im Magazin-Teil von KONKRET 7/87 war auf Seite 31 gemeldet worden, daß BASF seit dem »freilich äußerst fragwürdigen Rückzug des Computerkonzerns IBM aus Südafrika (...) mit zunehmendem Erfolg Computer des japanischen Produzenten Hitachi unter seinem Namen in Südafrika vermarktet und unter anderem auch die südafrikanische Firma

Persetel Ltd. bediene, die Teil einer Firmengruppe ist, »die Waffen und Waffenteile an Südafrikas Streitkräfte liefert.« Daß das nicht zuträfe, behauptet die BASF-Pressestelle in einem Schreiben an KONKRET nicht. Anderes sei verkehrt:

*IBM-Produkte werden in Südafrika nach wie vor aktiv vermarktet. Darüber hinaus benötigt jeder IBM-kompatible Großrechner IBM-Software in Form des Betriebssystems. Ohne IBM-Betriebssysteme sind auch die von der BASF-Gruppe stammenden Systeme nicht einsetzbar.*

Das ist schön gesagt: 1. ist IBM nicht vom südafrikanischen Markt verschwunden und 2. kommt auch BASF nicht ohne IBM aus, weshalb IBM auch gar nicht verschwinden darf, weil dann nämlich auch BASF verschwände. Und das darf nicht sein.

Ansonsten halte sich, so erzählt die BASF-Pressestelle, das Unternehmen

*ebenso wie ihr Beteiligungsunternehmen Comparex Informationssystem GmbH an die gesetzlichen Bestimmungen, die im Handel mit Südafrika gelten und beachtet darüber hinaus auch freiwillig die Regeln der US-amerikanischen und japanischen Administration.*

Wie schön, wie schön, bloß die Frage, ob Persetel Ltd. nun beliefert wird, will die Pressestelle nicht beantworten können.

Konkret 10/87, S. 6

**Georg Fülberth**

# Buch des Monats: Schwarze Löcher

**Georg Fülberth über Claus Leggewies Führer durch die Denkschulen der Rechten**

Das Vorurteil, wir lebten in einer Überfluß-, vielleicht sogar in einer Wegwerf-Gesellschaft, könnte vielleicht durch die Tatsache bestätigt werden, daß es kein halbwegs neues politisches Phänomen gibt, welches nicht sofort in mehreren Büchern besprochen wird. Wie viele Paperbacks wurden denn inzwischen über die Grünen geschrieben? Auch die sogenannte Erneuerung der CDU ist jetzt schon in drei verschiedenen Bänden abgehandelt worden:

1985 ließ der Unions-Funktionär Wulf Schönbohm seine Dissertation »Die CDU wird moderne Volkspartei« drucken. Er feiert dort die von ihm mitbetriebene konzeptionelle Liftung seines Vereins.

1986 kam das Rowohlt-Buch »Schwarze Visionen« des ehemaligen taz-Korrespondenten Peter J. Grafe. Hier wird die Arbeit der sogenannten »Reformer« im Konrad-Adenauer-Haus beschrieben.

Jetzt, 1987, erschien das Rotbuch von Claus Leggewie: »Der Geist steht rechts. Ausflüge in die Denkfabriken der Wende«.

Diese Serie folgt einer aufsteigenden Linie. Schönbohms Buch ist das schlechteste, Leggewies das beste. Er beschränkt sich nicht auf die Unionsparteien, sondern behandelt auch Zirkel und Vordenker außerhalb.

Mit Grafe hat Leggewie die zutreffende Feststellung gemeinsam, daß die relevante Rechte nicht mehr auf Dregger und Strauß beschränkt werden kann. Diese haben sogar an Gewicht gegenüber den christlichsozialen »Reformern« verloren. Dadurch allerdings gaben die Unionsparteien an ihrem rechten Rand Platz frei für neue Strömungen, denen durchaus einmal der Sprung in die parlamentarische Erheblichkeit gelingen mag.

Leggewies Untersuchung könnte ein Standardwerk werden. Sie ist ein vorzüglicher Führer durch die »Institutionen, Vereine, Schulen, Zitierkartelle« der Rechten. Die Kopfsysteme einzelner Stichwortgeber werden einleuchtend analysiert. Offensichtlich spielen – trotz allen Stiftungswesens – auch die Universitäten nach wie vor eine wichtige Rolle. Zweimal taucht am Rande der Name Karl Dietrich Bracher auf. Sein einstiges Engagement gegen die Notstandsgesetze hat er ja inzwischen so interpretiert, daß es mit einem Eintreten für die Berufsverbote vereinbar ist. Schönbohm schrieb seine Dissertation bei ihm, ebenso der einstige RCDS-Vorsitzende und jetzige Redenschreiber Kohls, Eisel. Hochfeines Recycling läßt sich an den Politologen Kaltefleiter und Oberndörfer studieren: von der Uni an die Konrad-Adenauer-Stiftung und wieder zurück an die Uni.

Höhepunkte sind drei Interviews: mit Günter Rohrmoser, Robert Spaeman und Armin Mohler. Die Statements der drei offensichtlich gut ausgeruhten Herren sind stilistisch die besten Abschnitte des Buches.

Aber das alles ist nur die halbe Miete.

Der Band wirkt auch – hier allerdings eher in einem negativen Sinne – lehrreich durch den Versuch des Autors, seine eigene Auswertung darzustellen. Er sieht sich als Kundschafter der Linken, der ein feindliches Lager ausspäht. Seine eigenen Reaktionen versteht er als durchaus symptomatisch. Gern spricht er von »wir« und »uns« und meint damit die Linke. Und tatsächlich: wenn man die Chance der Rechten ermessen will, dann sollte man auch die Argumentationsfähigkeit ihrer intellektuellen Gegner prüfen.

Was hat Leggewie also von seinen Ausflügen mitgebracht. Vor allem hilflose Faszination. Gäbe es eine geschwätzige Sprachlosigkeit, dann wären seine Bemühungen, die Erträge seiner eigenen Recherchen zu interpretieren, ein Beispiel. Die Darstellungs-Teile seiner Schrift gerieten eindeutig besser als die kritischen Passagen. Rohrmoser, Spaemann und Mohler sind ihrem Interviewer haushoch überlegen. Vielleicht lachen sie sich jetzt ins Fäustchen, denn sie könnten das Buch glatt als Plattform zur Verkündigung ihrer Positionen in einem ihnen sonst ja eher unzugänglichen Terrain begreifen. »Der Geist steht rechts«: dieser Titel soll kein Machtverhältnis bezeichnen (das wäre auch nur die wehleidige Wiederholung einer Binsenweisheit), sondern eine intellektuelle Tatsache.

Leggewie, offensichtlich ein Anhänger des rosa-grünen Projekts, bezieht die Kurzatmigkeit seiner Kritik vielleicht gerade aus dieser seiner eigenen Verantwortung. Er behauptet, die Neuen Konservativen deckten »einen erklecklichen Teil ihrer 'Theorielücken' aus grün-alternativen Quellen ab, auch wenn sie das selten zugeben und das Plagiierte unter eigenem Label verkaufen.« Wer auf diese Weise kopiert wurde, wird die Abschreiber vielleicht des Diebstahls bezichtigen können, aber zumindest in den Punkten, die zunächst sein geistiges Eigentum waren, kaum in einen starken inhaltlichen Gegensatz zu den Usurpatoren geraten. Deshalb findet die hessische Landtags-Opposition bislang nicht die richtigen Griffe gegen Wallmann. Leggewie aber hat hier offensichtlich nur eine Oberfläche gesehen. In Wirklichkeit geht es wohl um folgendes:

In hochentwickelten, weltmarktbeherrschenden kapitalistischen Gesellschaften haben alle politischen Formationen – von »Links« bis »Rechts«, soweit sie nicht isoliert sind – ein annähernd gleiches Maß an Modernisierungsbereitschaft wie an

Konservativismus, welche in jeweils verschiedenen Perioden mal stärker, mal schwächer hervortreten. So erklärt sich die gemeinsame Bereitschaft von CDU/CSU, FDP und SPD zur Effektivierung der Bildungs-Einrichtungen in den sechziger Jahren. (Krach gab es nur über die Menge der Demokratie-Zutaten.) Ebenso ist die Übereinstimmung jetzt groß, Folgewirkungen schneller Modernisierung »ökologisch« abzufangen – ein nach herkömmlichem Verständnis eher konservatives Motiv. Mögen kleinere Gruppen – SDS, FDP, Grüne – jeweils zunächst als Trendsetter auftreten, so können die größeren sich ihre Vorschläge doch relativ schnell abwandeln. Das Ökologie-Thema insbesondere kann zum Gegenstand des »Gemeinwohls« erklärt und so relativ problemlos zum Eigentum der Rechten werden. Damit nimmt es wieder jene konservative Färbung an, welche es schon seit Hermann Löns hatte.

Leggewie erklärt die Behauptung der Neuen Rechten, sie unterschieden sich qualitativ vom Faschismus, zutreffend für faulen Zauber. Mohler und seiner Zeitschrift »Criticon« rechnet er vor, ihre Attacken richteten sich »gegen die bundesdeutsche Westintegration, gegen den Liberalismus als Verfassungsdoktrin und auch gegen die säkularisiert christlichen Grundlagen dieser Republik, kurzum: in letzter Instanz auch gegen die CDU als Volkspartei.« Ja, Mensch Leggewie, wenn das alles ist! Dann wäre auch ich ein Rechter. Es geht ja nicht um die t: DU allein, eine liberale Verfassungsdoktrin möchte ich mir ebenfalls nicht gern bieten lassen.

Gegen die konservativen Kritiker verteidigt Leggewie die sozialhistorische Strukturgeschichtsschreibung. Das wäre schon richtig, verschwiege er nicht, daß die von ihm favorisierte Richtung, die »Bielefelder Schule« um Kocka und Wehler, sich durch ihren Eklektizismus und ihre ewige langweilige sozialliberale Apologie inzwischen selbst ins Defizit gewirtschaftet hat. Von dieser Position aus läßt sich offensichtlich keine effektive Gegenwehr organisieren. Immerhin ist der Hinweis Leggewies hilfreich, daß ja einst, Anfang der siebziger Jahre, auch Michael Stürmer seinen Aufstieg von einer strukturgeschichtlichen Position aus begonnen habe. Er ist selbst heute noch kein originärer Rechter, sondern blieb ein Wendehals, der Möllemann der Geschichtsschreibung .

Mit leichter Hand verabschiedet Leggewie die ältere Minderheitsmeinung (von Dimitroff bis Horkheimer), zwischen Kapitalismus und Faschismus bestehe ein Zusammenhang. Kaum hat er das hinter sich gebracht, rutscht er aus: in der Auseinandersetzung mit Ernst Nolte. Dessen These, daß der Gulag eine Voraussetzung von Auschwitz war, mag er nicht folgen. Vielmehr sei dieser dasselbe in Rot gewesen. So behält unser Autor seinen kleinen Unterschied.

Rohrmoser berichtet im Interview: »Ein ganz ausgezeichnetes Verhältnis habe ich z.B. zu Horst Mahler, der im Gefängnis meine Terrorismus-Analysen gelesen hatte.« Auch habe er, Rohrmoser, »mit Tilmann Fichter und Daniel Cohn-Bendit gestritten.« Vielleicht hat er sie eher belehrt.

Claus Leggewie wünscht sich eine »'Streitkultur', die ihre Symposien, Diskurse und Buchdeckel quer durch die 'Lager' füllt«. Das wird bestimmt lustig. Nach der Lektüre seines Buches weiß ich schon, wer dabei wen über den Tisch ziehen wird.

Claus Leggewie Der Geist steht rechts. Ausflüge in die Denkfabriken der Wende. Berlin Rotbuch Verlag 1987

Konkret 10/87, S. 8

# an konkret

**ERSTE HILFE**

KONKRET 9/87: »RECHTE MENSCHEN, MENSCHEN-RECHTE«, VON HERMANN L. GREMLIZA

Sei lieb gegrüßt, Hermann L. Gremliza, falls Dir D. Cohn-Bendit (der vom Strand) Pflastersteine um die Ohren werfen sollte, so werde ich Dir sofort Erste Hilfe leisten.

THORSTEN WECKHERLIN

HAMBURG

**AUFGEHOBEN**

KONKRET 9/87: MAGAZIN Seite 36 »DB-DATENSAMMLUNG«

Sicher kann man aus dem Sparheft viele Angaben ablesen. Aber Sie haben leider übersehen, daß die Verpflichtung zur Einreichung der Fahrkarten vor einigen Monaten aufgehoben wurde. Zur Abrechnung der Sondervergütung wird also nur noch das Heft eingereicht und aus dem sind Fahrziele nicht erkennbar.

RUPPERT SCHMIDT

OFFENHURG

**MILIEUSCHÄDEN**

KONKRET 9/87: »DER BEGNADETE NACHWUCHS« PETER KÖRTE ÜBER DIE KINDER DER TÄTER

Merkwürdig: jeder Linke würde Kindern aus gestörten Familien das Recht zubilligen, Milieuschäden an Leib und Seele geltend zu machen. Kindern von politischen Massenmördern spricht Körtes Artikel »Der begnadete Nachwuchs« jedoch den Opferstatus ab. Und wenn dann Niklas Frank, statt sich wie Vesper, Schultz-Gerstein oder der Ludendorff-Abkömmling W. A. Richartz umzubringen, seine Wut und seinen Haß herausschreit, dann ist das »pervers garnierter Seelenstriptease«; und in seiner Form der Abrechnung versteckt sich womöglich die »seit vierzig Jahren bekannte Bemühung der Täter, sich von den Opfern trösten zu lassen. . .«

Also, so gehts doch einfach nicht.

Glänzend dagegen, unter anderen, wieder einmal Ingrid Strobl.

PIWITT

HAMBURG

**KEIN PUNTILA**

KONKRET 9/87: WOLFGANG POHRT ÜBER CHRISTIAN SCHULTZ-GERSTEIN

Gewiß, einen Besseren findet man nicht leicht als Schultz-Gerstein. Aber sollen wir, nach den armen toten Brinkmann und Fichte, nun auch noch Schultz-Gerstein als Kultfigur akzeptieren, bei der Kritik zu schweigen hat? Dabei war er doch auch verdammt schwach in der Art, wie er sich von einem bestimmten Hamburger Milieu vereinnahmen ließ. Und die Klage um ihn in einer Hamburger Szene-Illustrierten rührte ja wohl auch daher, nämlich aus der angstvoll-freudigen Gewißheit, daß einem ähnliches passieren könnte, bzw. schon passiert ist. Insofern war sie jedenfalls erhellender als das auratische Gegrübel Wolfgang Pohrts. Ein Puntila jedenfalls war Schultz-Gerstein nicht; und das hätte wohl auch einfach nicht zu seinen eierschalenfarbenen Sitzgarnituren gepaßt.

FRITZ BASSMANN

HAMBURG

**DUMMER LEITSPRUCH**

KONKRET 9/87: »BLACKOUT GRÜNER MÜTTER« VON INGRID STROBL

Liebe Ingrid,

ein persönliches Danke an Dich für Deinen Beitrag zu unserem (?) Blackout. Auch ich sehe die Gefahr, daß der Erfolg, den Feministinnen in unserer Partei erarbeiten, durch eine Bewegung von grünen Müttern – beileibe nicht *der* grünen Mütter – aufs Spiel gesetzt wird.

Quotierung, das »Wagnis« der Frauenlisten, Frauenbevorzugung bei Einstellungsverfahren gehören zu den radikalen Konsequenzen, die wir real vollzogen, mit denen wir wirklich was bewegt haben. Wenn wir jetzt zulassen, daß wir zum Podium für eine Kraft werden, die die Frauenbewegung – zunächst innerhalb der Grünen – zu spalten droht, dann riskieren wir unsere Identität. Nicht von ungefähr gibt es bei uns Grünen andere Zeichen einer Strömung, die ich selbst vorschnell ausgegrenzt sah: »Wert«-Konservatismus als potentieller Bündnispartner und Reservoir für ersehnten Wähler/innenzuwachs, die immer wieder aufgeworfene »Frage«, ob die 218-Streichung mit dem Schutz des Lebens vereinbar sei, Spiritualismus als Rückzug ins wohltuende Individuelle, Esoterik mit dem Beigeschmack der Allerklärbarkeit und als Antwort auf Fragen, die ein antiquierter Marxismus offenläßt...

Feministische Politik ist für mich ein wesentliches Element fortschrittlicher grüner Politik, und ich werde meine Identität, meine linke Identität nicht aufs Spiel setzen. Wenn sich die Grünen nach dem nur dummen Leitspruch »Die Grünen sind nicht links, nicht rechts sondern vorn!« zur neuen Partei der Mitte entwickeln sollten, dann kann ich ihr nicht mehr angehören.

MARKUS SCHNAPKA

MITGLIED DES LANDESVORSTANDES DER GRÜMEN NRW

BONN

**DAS BESTE**

KONKRET 9/87: SEITE 3

Euer »Kahl macht Ernst« ist das beste was mir bisher zum Thema Mauer untergekommen ist.

HENNING KÜHN

KELKHEIM

**DICKER HUND**

KONKRET 9/87: »MIT AIDS LEBEN« VON HEIKE WILMS-KEGEL

Wilms-Kegel beginnt ihren Lapsus mit einer für Grundschullehrer akzeptablen, nichtsdestotrotz schwammig-verwaschenen Süssmuth-Kritik. Als Grüne gehört das zu ihrem tagespolitischen Repertoire; nun ja, gebont. Dann wird sie aber auch schon recht zügig »konkret«, wie es sich einmal in linken Kreisen gehört:

»Die Enquete-Kommission ist berufen, dem Parlament zu empfehlen, welchen Auftrag es der Bundesregierung erteilt, damit diese die Bevölkerung vor Aids schützen kann«. Hört, hört.

An diesem Satz ist alles, aber auch restlos alles verräterisch. Das heuchlerisch-unterwürfige »empfehlen«, die wahrscheinlich autosuggestiv herbeigeführte Halluzination, bei der Korrespondenz (Vermittlung wäre ja schon ein viel zu euphemistisches Wort) zwischen Parlament und Bundesregierung handele es sich um eine quasidemokratische Auftragserteilung, und der dickste Hund kommt dann – wenigstens die Syntax stimmt – als Höhepunkt am Schluß: die Bundesregierung kann die Bevölkerung vor Aids schützen. Die will ich sehen, die Bundesregierung, und zwar jetzt sofort, sonst glaub ichs nicht; da bleib ich verbohrter Atheist! Und vor allem werd ich die dreimal verfluchte Überzeugung nicht los, daß es genau umgekehrt ist.

VOLKER KÖHN

OBERHAUSEN

**DICKE KLÖPSE**

KONKRET 8/87: »HÜBEN WIE DRÜBEN – JEDER STEIN 5 MARK« VON UWE KLUßMANN

Als Betroffener der Klußmannschen Tiraden (»ein Herr«, »Chef des Vereins«, »Linke-Deutschland-Diskussion«) möchte ich zumindest die dicksten Klöpse kommentieren: Was K. als »Nationalismus« diffamiert, ist der Versuch, unter neuen historischen Bedingungen anzuknüpfen an die Friedenspolitik der deutschen Linken in der Nachkriegszeit. Entweder ist der freie Journalist K. frei von elementarsten Geschichtskenntnissen oder er leidet unter der für die Adenauerzeit wie für die Epoche von Stalin bis Breschnew gleich charakteristischen Krankheit, die Geschichte nach Belieben zurechtzufälschen. Was ich vertrete (Konföderation BRD-DDR, Friedensvertrag, Truppenabzug, Blockfreiheit, Entmilitarisierung, Selbstbestimmung des deutschen Volkes) – das haben SED, KPD, SPD-Linke, Trotzkisten etc. gemeinsam bis weit in die sechziger Jahre hinein vertreten. (Man schaue nur in die parteioffiziösen »Dokumente zur Geschichte der SED«, Berlin (DDR 1986). Man mag diese Auffassungen für überholt halten – per se rechts oder nationalistisch sind sie nur dann, wenn die deutsche Linke ein Vierteljahrhundert rechts oder nationalistisch war. Die Spaltungsverherrlicher und Blockfanatiker waren in dieser Zeit fast nur im Dunstkreis der US-Spezies Adenauer und Strauß zu finden. Wenn das Etikett »rechts« heute irgendwo paßt, dann paßt es auf die heimlich-unheimlichen Adenauer-Epigonen von Klußmann bis Schily.

Klußmann tut faktisch in seinem Aufsatz so, als verträten die Grünen – von Ausnahmen wie Ebermann abgesehen – in Sachen Deutschland bzw. deutsch-sowjetisches Verhältnis eine einheitliche Linie. Natürlich ist das nicht so. Jeder, der sich wirklich informiert, weiß, wie sehr Leute wie ich gegen den Kurs kämpfen, die Grünen auf NATO-Reformerei, Blocktreue und Kapitalismus festzunageln.

ROLF STOLZ

»LINKE DEUTSCHLAND-DISKUSSION«

KÖLN

**KALKLEISTEN**

KONKRET 8/87: »WARTEN AUF GRANATEN«, VON H.-J. SCHMITT

Schön, daß Ihr mit der gelungenen Besprechung von Lobo Antunes' »Judaskuß« einmal was über Portugal bringt. Nur hat es mich gewundert, daß der Rezensent H.-J. Schmitt mit keiner Silbe auf die »eigenwillige« Übersetzung des Titels eingeht. »Os Cus de Judas« heißt das Original, eine Redewendung, die nicht im Wörterbuch steht und in unserer Sprache etwa dem Ausdruck »Am Arsch der Welt« entspricht. Dieser Titel käme dem Inhalt und Stil des Romans weit näher als der vom Hanser Verlag gegen den Willen des Autors durchgesetzte. Dieser Vorgang ist nur von der Vorstellung zu übertreffen, Curt Meyer-Clason hätte seine Übersetzung des Romans »O Delfim« von Jose Cardoso Pires mit »Der Delphin« betitelt: Das während der Diktatur verfaßte Werk steht in Anspielung auf die Zensur unter dem Motto »Ad Usum Delfini«, d. h. »Zum Gebrauch des Dauphin«, des Thronfolgers. Gremlka hat das schon mal erklärt am Beispiel der Produktion halbgebildeter Kalkleisten.

REINHARD NAUMANN

MARBURC

Konkret 10/87, S. 10

**Hermann L. Gremliza**

# Einige Grenzen

Die »UZ, Zeitung der DKP«, hat den von Vertretern der SPD und SED gemeinsam verfaßten Aufsatz »Der Streit der Ideologien und die gemeinsame Sicherheit« als ein »historisches Dokument« gewürdigt. Am selben Ort wurde zur selben Zeit die Reise des Staatsratsvorsitzenden nach Bonn ein »historischer Besuch« genannt. Die Weltgeschichte mußte gleich zweimal den Atem anhalten. Ich auch, und das scheint mir eine gute Gelegenheit, ein Mißverständnis auszuräumen, das wir nicht in die nächsten historischen Epochen mitschleppen sollten.

Es irrt nämlich, wer meint, meine Liebe zum Kommunismus gelte seinen Schönheiten: den immer umfassenderen Siegen an der Produktionsfront, wo der VEB Trikotagen Neubrandenburg den Plan schon wieder zu 108 Prozent erfüllt hat; dem allseitigen Ausbau der Datschen und der weiteren Vertiefung und Bewahrung des kulturellen Erbes von Luther bis Bismarck; den Reiseerleichterungen, den menschlichen Begegnungen und dem Westschwenk der Antennen. Auch die Ankündigung des Generalsekretärs, die Grenze zwischen BRD und DDR werde uns demnächst »vereinen«, hätte mich nimmer herumgekriegt.

Nein, meine Zuneigung galt und gilt, wenn sie über die historischen Papiere und Händedrücke hinwegkommt, jenen inneren Schönheiten, die sich hinter äußerer Häßlichkeit verbergen: dem unvergessenen Beitrag der Kommunisten zur Niederwerfung und Zerkleinerung des Deutschen Reiches; dem Ausbau der Mauer und der Vertiefung des Sperrgebiets; der Etablierung eines Regiments, das dem Gesindel, welches einst die Stammtische und Leserbriefspalten zwischen Rostock und Suhl so beherrschte wie heute die zwischen Flensburg und Passau, die freie Meinungsäußerung verbietet. Nichts weckt zärtlichere Gefühle in mir als ein Land, aus dem deutsche Zahnärzte fliehen.

Das größere Glück aber ist ein System, das die Herren des Dividende et impera daran hindert, die ganze Welt sich zu unterwerfen und alles menschliche Leben auf den Punkt zu bringen: wie man den Nächsten ausnehmen und verwerten kann; das der Ideologie von Freiheit und Democracy gut bewachte Grenzen setzt – geografische, aber auch ideelle: indem es die Frage vielleicht nicht selbst und gewiß nicht endgültig beantwortet, aber doch vor der Geschichte offenhält, ob jenseits der Ordnung des Lebens, deren Geltung Warner Bros., EMI und Bertelsmann der Menschheit als einzig mögliche einbrennen, eine andere möglich sei, und zwar eine, die nicht bloß ein Ideal bleibt, sondern leidlich funktionierende Realität.

Bei Nestroy sagt so ein Hallodri: »Ich hab die Not mit Ihnen geteilt, es ist jetzt meine heiligste Pflicht, auch in die guten Tag' Sie nicht zu verlassen!« Ich aber muß gerade in den guten Tag, da ein christdemokratischer Bundeskanzler, Zögling eines durch Arisierung reichgewordenen Gummifabrikanten, den Kopf vor der Spalterflagge senkt, wenn die Becher-Hymne ertönt, meine heiligste Pflicht verletzen. Zur gleichen Zeit nämlich, da der Generalsekretär darüber räsonniert, etwas zu »vereinen«, was zum Heil der Menschheit getrennt bleiben müßte wie Flammen und Bücher, unterschreibt seine Partei Sätze wie diese:

*Sozialdemokraten und Kommunisten berufen sich beide auf das humanistische Erbe Europas. Beide nehmen für sich in Anspruch, dieses Erbe weiterzutragen, den Interessen der arbeitenden Menschen verpflichtet zu sein, Demokratie und Menschenrechte zu verwirklichen. Aber sie leben seit sieben Jahrzehnten in bitterem Streit darüber, in welcher Weise das zu geschehen hat... Der Streit über Grundpositionen kann Teil eines produktiven Wettbewerbs der Systeme werden, wenn er so ausgetragen wird, daß Kommunisten und Sozialdemokraten die Grundentscheidung des jeweils anderen beachten, keine Feindbilder aufbauen, die Motive der anderen Seite nicht verdächtigen... Keine Seite darf der anderen die Existenzberechtigung absprechen...*

*Es gab und gibt in beiden Systemen die Befürchtung, daß andere angesichts seiner Interessenstruktur und der jeweils herrschenden Ideologie auf die Ausdehnung seines Einfluß- und Herrschaftsbereichs angelegt sei Im Westen ist dies die Befürchtung, daß die marxistisch-leninistische These vom weltrevolutionären Prozeß auf Revolutionsexport hinauslaufe und zur Rechtfertigung sowjetischer Machtansprüche diene. Im Marxismus-Leninismus gründet sich die entsprechende Befürchtung auf die Marxsche Analyse des Wesens der kapitalistischen Warenproduktion, auf Arbeiten Lenins über das Wesen des Monopols sowie auf die Wahrnehmung und Deutung der dominierenden antikommunistischen Strategie und Politik der Gegenwart. Daher müssen in dem Prozeß, der zu gemeinsamer Sicherheit führt, solche Ängste abgebaut werden.*

Es versteht sich von selbst, daß Leute, die »Ängste abbauen« wollen, wenige Zeilen später versprechen werden, dies »gewaltfrei« zu tun, und »Grundregeln einer Kultur des politischen Streits« aufstellen, deren herrlichste lautet:

*Vermieden werden muß alles, was die andere Seite als prinzipiell unfriedlich oder zum Frieden unfähig erscheinen läßt.*

Fern sei es von mir, die Grundregeln zu verletzen, ein Feindbild aufzubauen oder ein Motiv zu verdächtigen – aber wenn der beliebteste Sozialdemokrat, Helmut Schmidt, sich auf das humanistische Erbe Europas beruft, macht er das so:

*Für den Politiker verlangt Kants Imperativ: Nicht auszugehen von Opportunitätsrücksichten, sondern alle von seiner Entscheidung betroffenen Interessen...gewissenhaft gegeneinander abzuwägen. Die Crux...liegt darin, daß gleichzeitig unterschiedliche und sogar auch gegensätzliche Urteile und Lösungen durchaus moralisch gerechtfertigt sein können. Ein Beispiel dafür: unsere Politik restriktiver Rüstungsexporte, die den genauso gerechtfertigten Vorstellungen der Beschäftigungspolitik entgegensteht.*

Weil es nämlich nach Helmut Kant moralisch auf dasselbe rauskommt, ob schwarze Südafrikaner von deutschen Waffen zerfetzt werden oder bundesdeutsche Rüstungsarbeiter mit ihren Ratenzahlungen in Verzug geraten. Deshalb bitte kein »bitterer Streit«, wie die humanistischen Ideale zu verwirklichen sind – die einen probieren's halt so, die andern anders, und jetzt treten sie in einen »produktiven Wettbewerb«, an dem freilich Marx und Lenin mit ihren Befürchtungen und Ängsten nicht beteiligt bleiben.

Nun wird sich der Leser schon gedacht haben, daß die SED diesen Sommerschlußverkauf der Erkenntnisse nicht ohne Grund betreibt, oder doch nicht ohne Begründung. Die hat sie gefunden »in unserer weltgeschichtlich neuen Situation..., daß die Menschheit nur noch gemeinsam überleben oder gemeinsam untergehen kann. Eine solche Alternative ist historisch ohne Beispiel«. Auch wenn das original Tutzinger Tremolo stört, ist daran natürlich richtig: Es darf nicht zu einem Atomkrieg kommen. In den vergangenen drei Jahrzehnten haben die sowjetischen Atomraketen ihn verhindert. Jetzt sieht es so aus, als könnten die USA zu der Einsicht gezwungen werden, daß ihre Atomwaffen ihnen auch für die Zukunft keinen Sieg versprechen. Das ist die Politik der Sowjetunion.

Es gibt freilich einen anderen Weg: Man reicht der niedergehenden Weltmacht und ihren Verbündeten die Hand und einigt sich in der Mitte. Das kommt dann auch den äußerlichen Schönheiten des Kommunismus zugute, beispielsweise der immer umfassenderen Befriedigung der Konsumbedürfnisse. Weil aber der Genosse Gorbatschow eher zu Lenin und dessen »Ängsten« zurück will, fangen wir erst einmal »auf deutschem Boden« mit der neuen Staatsmännerei und ihren Gemeinsamkeiten an. Und wenn uns die Ministerin für »Innerdeutsches«, die also schon heute für Eisenhüttenstadt, Leipzig und Schwerin zuständig ist, in den Weg gestellt wird, begrüßen wir sie artig.

Der ängstliche Lenin hat in einer dieser »Arbeiten« vorm Linksradikalismus als einer Kinderkrankheit des Kommunismus gewarnt. Die Altersleiden kannte er noch nicht.

Konkret 10/87, S. 14

**Thomas Ebermann**

# Ebermann-Interview

**Thomas Ebermann in Bonn. Ein halbes Jahr nach seiner Wahl zum Sprecher der grünen Fraktion zieht er eine traurige Bilanz »...daß sich die Grünen mit der Politik, die im Moment betrieben wird, ganz schlicht überflüssig machen.«**

**KONKRET**: Wir finden, Ihr seht gar nicht gut aus – weder die Grünen insgesamt, noch Ihr Ökosozialisten, die Ihr inzwischen sogar in Eurem Stammland Hamburg in die Minderheit geratet. Aber zunächst zur Gesamtpartei: Woran liegt es, daß die Grünen, so kurz nach ihren großen Erfolgen, ihre Zukunft heute schon wieder hinter sich zu haben scheinen? Die Wählerschaft stagniert oder bröckelt ab, das Medieninteresse schwindet, die Rolle der radikalen Opposition hat, sozusagen mit links, der Norbert Blüm übernommen. Und wenn grüne Initiativen doch noch mal Aufsehen erregen, handelt es sich meist um so Skurril-Reaktionäres wie das Manifest der deutschen Mutter oder Liebeserklärungen an die Nato.

**Ebermann**: Wir sehen nicht gut aus, das ist richtig. Und es ist auch richtig, daß wir dort, wo ich arbeite, in der grünen Bundestagsfraktion, uns in wichtigen politischen Bereichen nicht immer auf gemeinsame politische Initiativen einigen können. Im letzten halben Jahr gab es beispielsweise für die Grünen drei gute Chancen, Oppositionspolitik zu machen: Die erste war die Kampagne für den Volkszählungsboykott. Da hatten wir in der Partei satte Mehrheiten, haben gute Reden gehalten und viele Grüne haben toll mitgearbeitet. Aber ein größeres Medienecho hat natürlich hervorgerufen, daß Waltraud Schoppe im Mai, auf dem Höhepunkt der Kampagne, dazu aufgerufen hat, den Boykott zu beenden, und Otto Schily öffentlich darüber spekuliert hat, unter welchen Bedingungen er seinen Fragebogen ausfüllen würde – mit dem bekannten preußischen Argumentationsmuster, daß in einer Demokratie die Minderheit nun mal zu gehorchen habe, was er ja eines Tages in ganzer Strenge der CDU abverlangen werde.

Die zweite Chance bot sich, als wir in Diskussions- und vielleicht sogar Kampfzusammenhängen mit den Beschäftigten der bedrohten Stahlstandorte hätten kommen können. Da hatten wir politisch-programmatisch einiges zu bieten, etwa Überlegungen zu Alternativproduktion und Vergesellschaftung, die nach langer Zeit mal wieder von mehr als einer Handvoll linker Funktionäre diskutiert wurden. Wir verlegten unsere Fraktionssitzung nach Hattingen – aber bevor wir dort ankamen, hatten Waltraud Schoppe und Christa Vennegerts bereits Interviews gegeben, die schwer von denen Bangemanns zu unterscheiden waren. Bangemann hatte in brutal-kapitalistischer Offenheit gegen Subventionen geschimpft und viele grüne Promis sahen sich bemüßigt, dessen Hohes Lied auf die Marktwirtschaft und deren Alternativlosigkeit mitzusingen. Als wir nach Hattingen kamen, konnten wir statt einer Initiative nur noch Schadensbegrenzung machen. Die dritte, größte Chance bot die Friedenspolitik. Sie wurde zum größten Debakel. Ich mußte jetzt fast ein halbes Jahr im Bundestag mit angucken, wie die Grünen versucht haben, Genscher gegen Kohl zu stützen, anstatt einseitige Abrüstung zu fordern, den Abtransport der hier stationierten Mittelstreckenraketen zur tagespolitischen Forderung zu erheben und die Ambition der Regierenden zu entlarven, unter dem Decknamen »Drittstaaten-Systeme« bundesdeutsche Verfügungsgewalt über Atomwaffen zu erlangen. Stattdessen begrüßten Grüne die jüngste Erklärung von Reagan, in der es auch heißt, daß jetzt der Lohn für seine Politik der Stärke eingefahren werden könne.

**KONKRET**: Wenn Du sagst, die Grünen hatten »Chancen« gehabt, unterstellst Du, daß sie auch anders hätten können, wenn sie sich ein bißchen geschickter angestellt hätten.

**Ebermann**: Manch grünes Parteimitglied möchte sich gern einreden, daß es immer noch um gemeinsame Inhalte geht, die man nur auf unterschiedlichem Weg realisieren will. In Wahrheit hat sich hier gezeigt, daß die Grünen in drei zentralen Fragen – des Gehorsams gegenüber diesem Staat, der Vergesellschaftung und der Einbindung in das westliche Militärbündnis – politisch gegensätzlich sind.

**KONKRET**: War das schon immer so oder ist das eine Folge der Parlamentarisierung der grünen Partei? Du bist jetzt ein halbes Jahr in Bonn: Hast Du die integrative Kraft des Parlamentsbetriebs nicht vielleicht auch ansatzweise an Dir selbst erlebt?

**Ebermann**: Nein. Man wird ja oft gefragt: Wie ist es denn nun da? Es ist aber genau so, wie man sich das als linker Fernsehzuschauer denkt. Es ist, als müßte ich eine ganze Heino-Tour als Beleuchter mitmachen und würde von einem, der das im Fernsehen gesehen hat, gefragt, ob der wirklich so bekloppt sei. Ja, es ist so, es ist eher schlimmer: Wenn Du eine konstituierende Sitzung des Finanzausschusses des Bundestags live miterlebts – das ist nur noch als Parodie auszuhalten.

Andererseits kann man nicht leugnen, daß es bei den Grünen nicht nur die bekannten Ärgernisse gibt, sondern einschneidende Veränderungen, die ich noch vor kurzer Zeit für undenkbar erklärt hätte. Nimm sowas wie die Schlußabstimmung bei der Gewalt-Debatte: Da stimmt die Mehrheit der grünen Fraktion Sätzen zu wie denen: »Der Deutsche Bundestag bekräftigt das staatliche Gewaltmonopol, es schützt den Schwachen durch Ausschaltung des Faustrechts und sichert den Rechtsfrieden... Solange es nicht möglich ist. die Ursachen der Gewalt selbst zu beseitigen, ist der Staat darauf angewiesen, einschlägige Rechtsverstöße zu ahnden.« Also das ist dermaßen heavy – nicht weil das staatliche Gewaltmonopol drin vorkommt, sondern weil Kolleginnen und Kollegen meiner Fraktion den grünen Gedanken

des zivilen Ungehorsams ganz souverän aufgeben und dem Staat das Recht einräumen, Hausbesetzer und Volkszählungsboykotteure und Blockierer von Raketendepots strafrechtlich zu verfolgen.

Ein anderes Beispiel: Da schreibt der grüne Abgeordnete Gerald Häfner über den Bundestag: »An die Stelle sachlicher Auseinandersetzung aber treten im Bundestag häufig persönliche und politische Diffamierungen und künstliche Schaufensterdebatten für Presse und Fernsehen, in denen keiner mehr dem anderen zuhört und in denen der Redner der anderen Partei grundsätzlich deshalb nicht recht haben kann, weil er aus dem anderen Lager kommt... Ich halte es für meine Pflicht, gerade dort, wo die wesentlichen Zukunftsentscheidungen gefällt werden...«

**KONKRET** Das ist von Otto, aus dem neuen Film?

**Ebermann**: Nein, der heißt Gerald Häfner und will »alles in meiner Kraft stehende unternehmen, damit einerseits das Parlament vom Vollzugsorgan der Regierung wieder zum Ort offener pluralistischer Diskussions- und Entscheidungsfindung wird«. Er beklagt sich, daß es einen Fraktionszwang gibt und fordert sozusagen alle Kollegen überfraktionell auf, doch endlich auf das imperative Mandat zu scheißen – von dem wir mal versprochen haben, daß es uns von den anderen Parteien unterscheiden soll. Als sei das Parlament der Ort, an dem von Interessen unabhängige Individuen um die besten Argumente ringen. Und der Fraktionsvorstand, dem ich angehöre, schreibt einen Brief an den Präsidenten Jenninger und alle stellvertretenden Bundestagspräsidenten/innen, außer Stücklen.

**KONKRET** Ein feiner Unterschied!

**Ebermann**: Ein unergründlicher Unterschied. Jedenfalls schreibt der Vorstand: »Deshalb halten wir es auch nicht für sinnvoll, wenn die Auseinandersetzung um grundsätzliche Fragen von Demokratie und Parlamentarismus-Verständnis nur auf dem Wege von Interviews und Presseerklärungen geführt wird. Es entspricht vielmehr unserem Politikverständnis, diese Auseinandersetzung in offener Debatte auszutragen.« Darum laden wir Sie, füge ich zusammenfassend hinzu, zu unserer nächsten Fraktionssitzung ein. Der Jenninger hat uns kurz zuvor gerade die Telefone abgestellt, von denen aus wir Volkszählungskritiker beraten haben; die sagen eiskalt, in den sicherheitsrelevanten Ausschüssen habt Ihr nichts verloren; die sagen immer mal wieder, wir erinnerten sie an die Nazis oder an die Terroristen – aber wir suchen das Gespräch.

**KONKRET** Und wie kommt die Kuhscheiße aufs Dach?

**Ebermann**: Es muß so etwas wie die Attraktivität des Parlamentarischen oder des Staatsmännischen geben, die bei den Grünen Haltungen hervorruft oder bestärkt, die bisher vollständig außerhalb unserer programmatischen Sichtweise lagen. Unser Gedanke des zivilen Ungehorsams, doch konstitutiv für eine Partei, die über die Teilung der Gesellschaft in Regierende und Regierte hinauswill – dieser Gedanke wird natürlich durch solche Praxis völlig blamiert.

**KONKRET** Die Bundestagsfraktion hat sich halt von der Partei »emanzipiert«. Es sieht so aus, als sei die Fraktion nicht mehr der »parlamentarische Arm der Bewegung«, sondern die Partei der Wurmfortsatz der Fraktion. Kann sich die Partei dagegen noch wehren.

**Ebermann**: Das ist auch eine materielle Frage. Die Fraktionsapparate sind in jeder Hinsicht weit überlegen: Wir beschäftigen in Bonn zirka 45 Parlamentarier und 150 Mitarbeiter, um den parlamentarischen Alltag zu meistern. In der Parteizentrale sitzen nicht ein Zehntel soviel. Diese materielle Überlegenheit hat mit dazu geführt, daß es in Bonn zum guten Ton gehört, sich von der Partei nicht dreinreden zu lassen. Nach unserer Satzung ist zwar der Bundeshauptausschuß formal das höchste Organ der Partei zwischen den Parteitagen, und die Fraktion soll an seine Beschlüsse gebunden sein. Aber nichts ist lächerlicher im Rahmen einer grünen Fraktionssitzung, als auf diese Satzungsbestimmung hinzuweisen.

**KONKRET** Und wenn es einer tut?

**Ebermann**: Das wirkt auf eine Mehrheit in der Fraktion wie ein Witz. Da hatte der Bundeshauptausschuß die Fraktion beauftragt, im Bundestag die einseitige Kündigung des sogenannten Nato-Nachrüstungsbeschlusses und den sofortigen Abtransport der Raketen zu verlangen. Aber in der Fraktion war eine Mehrheit der Meinung, daß sei außerhalb des gekonnten tagespolitischen Eingreifens. Also wirds nicht gemacht. Denn die Mitglieder des Bundeshauptausschusses müssen ja schon deshalb nicht für voll genommen werden, weil sie ihre Arbeit ehrenamtlich machen und auch in den Medien keine Stellung haben.

**KONKRET** Du sprichst von einer Fraktion, der Du nicht angehörst – Du bist einer ihrer drei Sprecher.

**Ebermann**: Da habe auch ich Fehler gemacht. Die Parteimitglieder wissen häufig gar nicht, was sich da in Bonn abspielt. Es hat geradezu den Charakter von Enthüllung, wenn man darüber spricht. Da finde ich nach meinem Urlaub eine Presseerklärung von Otto Schily vor, in der es, wörtlich, heißt: »Das terroristische System im Iran muß isoliert und international geächtet werden. Jede Nachgiebigkeit und Willfährigkeit gegenüber den Machthabern in Teheran wird den mörderischen Golfkrieg nur verlängern und weitere von Teheran gesteuerte Morde und Geiselnahmen begünstigen«, und er fordert dann, wieder wörtlich, »erstens: Solidarität mit Frankreich in seiner Auseinandersetzung mit Khomeini; zweitens: ein striktes Waffenembargo gegenüber dem Iran und drittens wirtschaftliche Repressalien u.a. in Gestalt eines internationalen Boykotts des iranischen Erdöls«.

**KONKRET** Hat das der »Bayernkurier« nachgedruckt?

**Ebermann**: Ist mir nicht bekannt. Schilys Forderungen sind bis in die Wortwahl identisch mit denen Reagans gegen Ghaddafi. »Solidarität mit Frankreich«: Frankreich schickt vierzig Prozent seines Rüstungsexports in den Irak, der ganze Krieg könnte nicht stattfinden, wenn die imperialistischen Staaten nicht beide Seiten belieferten – die Bundesrepublik verhält sich neutral und liefert Transport- und Infrastruktursysteme im Volumen von sechs Milliarden Mark ausgewogen an beide Seiten. »Solidarität mit Frankreich« – das ist nur noch faßbar als die totale Ein- und Unterordnung in imperialistische Golf-Strategien. Aber an der grünen Partei läuft das vorbei, die kriegt das gar nicht mit und äußert sich deshalb verärgert über den Richtungsstreit an der Spitze oder fordert, alle mögen ihre persönlichen Eitelkeiten zurücknehmen und die »Hahnenkämpfe« einsstellen.

**KONK**,RET Für Reagan und Genscher gegen Kohl, für die französische Rüstungsindustrie gegen den Iran, für Blüm gegen Zimmermann, für Frau Süssmuth gegen Gauweiler – das mag in dieser Schärfe zwar neu sein. Aber ist es auch überraschend? Wer seine Politik am Parlament, an den Bedingungen des »gekonnten tagespolitischen Eingreifens« ausrichtet, der muß früher oder später zwischen den dort vorherrschenden Meinungsführern, zwischen Vogel und Möllemann, Stoiber und Mischnik hin- und herdenken.

**Ebermann**: Also ich bin überrascht. Ich war ja viel optimistischer, als ich Euch das letzte Interview gab. Dies ist jetzt eine Zeit, ein neuer Abschnitt, wo alles ins Rutschen kommt zugunsten von Anpassung und Loyalität gegenüber diesem Staat. Und zwar nicht nur dort, wo Leute im Parlament sitzen. Wenn der Joschka Fischer sagt: Ich geh jetzt zum Dregger und erklär' ihm, wir sind einverstanden, wir bleiben in der Nato, aber dafür gibst Du das Wiedervereinigungsgebot auf – da gibt es niemanden mehr, der sich ausschüttet vor Lachen, über dieses Wiener-Kongreß-Feeling, in dem die Staatsmänner Fischer und Dregger Abmachungen paraphieren. Alles Wissen, das seit Vietnam aufgehäuft wurde, scheint ganz banal weggewischt und ersetzt durch die Erklärung: Dann machen wir jetzt eben mit. Da läuft eine Entwicklung, die ich teilweise nicht begreifen kann.

Nimm diesen Sommer: Blüm. Was für eine politische Notwendigkeit da bestand, die Herren Geißler und Blüm als – ausgerechnet – Menschenrechtspolitiker zu demontieren. Im letzten Jahr bewilligen und erhöhen sie dem Pinochet noch die Mittel – aber das einschlägige Milieu, repräsentiert durch den »Pflasterstrand«, fordert den Schulterschluß der Demokraten und fordert uns auf, von Blüm in Sachen Menschenrechte zu lernen.

**KONKRET** Wenn man was werden will, darf man sich der Stimmung im Land nicht widersetzen.

**Ebermann**: Aber das ist doch einer der größten Irrtümer überhaupt, wenn diese Grünen meinen, daß Anpassung und Wahlerfolge ein unzertrennliches Gespann seien. Sie merken nicht, daß sich die Grünen mit der Politik, die im Moment betrieben wird, ganz schlicht überflüssig machen, daß sie langweilig werden.

Bisher haben wir immer darauf gesetzt, in den unterschiedlich motivierten Menschen die radikaleren Bewußtseinsmomente zu befördern. Das hat den Fischer großgemacht, als er seine für hiesige Verhältnisse aufmüpfige Rede gegen Wörner und für den General Kießling gehalten hat. Dieser Tabu-Bruch stand am Anfang seiner politischen Popularität. Waltraud Schoppe ist durch ihre Sexismus-Rede im Bundestag bekannt geworden, Otto Schily durch seine Anklage der Käuflichkeit von Politik im Flick-Ausschuß.

**KONKRET** Und dann hat der Erfolg, den das hatte, die Voraussetzungen verschüttet; sind im Starren auf noch mehr Prozent die schon gewonnenen Erkenntnisse über den Charakter des bürgerlichen Staates, die Klasseninteressen, die imperialistische Politik verflacht und versumpft. Aber war das, nach dem »deutschen Herbst«, in dem die SPD Integrationskraft verloren hatte, nicht exakt das, was von den Grünen erwartet wurde? Erklärt sich nicht so die seltsame Sympathie der Bürgermedien für die grüne Partei?

Und umgekehrt: War das Projekt »Grüne Partei« nicht auch die letzte Chance aller 68er, die frühere Angebote verpaßt hatten, und deshalb noch in ihren K-Gruppen oder auf der »Ssien« herumhockten, doch noch zu bürgerlicher Wohlanständigkeit sich durchzumogeln: vom Street-Fighter übern grünen Radikalinski zu Talk-Show-Prominenz?

**Ebermann**: Ich glaube, Du ahnst gar nicht, wieviel Angst ich davor habe, daß Du Recht haben könntest. Trotz alledem sah und sehe ich in den Grünen immer noch die Chance, den lähmenden Konsens und die lähmende Gemeinsamkeit der Demokraten aufzubrechen. Die ganze Politik, die ich im letzten halben Jahr gemacht habe, war ja extrem loyal. Ich habe Abstimmungsniederlagen akzeptiert, habe auf Abräum-Pressekonferenzen der Realos nicht in gleicher Schärfe zurückgeschlagen, habe auf Schroffheit gegenüber innerparteilichen Widersachern verzichtet, habe Beschlüsse der Fraktionsmehrheit mitgetragen, gegen die ich gestimmt hatte, habe so getan, als hätte ich den Jenninger mit eingeladen, um ihm nicht das Argument zu geben: Klären Sie erst mal bei sich, ob ich überhaupt eingeladen bin.

**KONKRET** Du hast den Brief an Jenninger unterschrieben?

**Ebermann**: Ich habe ihm nicht öffentlich widersprochen. Ich mußte mitansehen, wie Kardinal Höffner dreimal eingeladen wurde, obwohl der keine Gelegenheit ausläßt, die Grünen zu diffamieren, ihnen die Schuld an Aids und allen weiteren

Seuchen zu geben und die Würde der Frau in der Mutter Maria ausreichend repräsentiert zu sehen. Aber die Grünen wollen das zerschnittene Tischtuch zwischen ihnen und der katholischen Amtskirche flicken – und ich hab nichts dagegen getan, als intern einen mittelschweren Wutanfall zu zelebrieren, weil die grüne Fraktion auch noch den Beschluß faßte, die radikale Feministin Verena Krieger nicht zu der Delegation zuzulassen, die den Höffner treffen sollte, weil das eine unzumutbare Provokation für den Kardinal sei.

Ich war und bin überzeugt, daß eine Politik des Eklats das Gesamt-Projekt gefährden könnte. Jetzt muß ich zwei Sachen sehen: Erstens, daß diese Haltung nicht honoriert wird, sondern diejenigen, die Anpassung wollen, das als Schwäche auslegen und immer noch ein Brikett nachlegen. Zweitens erweckt diese Haltung bei vielen Mitgliedern und Freunden der Grünen den falschen Eindruck, daß wir nur um den besten Weg zum gemeinsamen Ziel ringen, was dann immer zu Appellen an Harmonie führt. In Wirklichkeit werden längst völlig unterschiedliche politische Richtungen verfolgt, und ich hoffe, daß es gelingt, die Partei darauf aufmerksam zu machen, was im Moment mit ihr geschieht, und dagegen politischen Widerstand zu organisieren.

**KONKRET** Du warst zu optimistisch, was man mit der Fraktion aufstellen könnte, jetzt ziehst Du mit Deinem Optimismus weiter – wohin?

**Ebermann**: Ich fahr' nach Trier und seh, wie die Leute in dieser Stadt sich wirklich den Arsch aufreißen, gegen eine Wahnsinnsdepression einen Volkszählungsboykott zu organisieren – trotz Beugehaft und anderen provinziellen Schikanen. Fahr mit mir nach Hollingstedt, Schleswig-Holstein, und erleb', wie viele Leute dort etwas gegen die Tendenz zum Überwachungsstaat unternehmen wollen. Fahr mit mir in die kleinsten grünen Ortsgruppen, die sich überlegen, was man für die vielbeschimpften Asylsuchenden vor Ort machen kann, und die sich dafür mit jeder Obrigkeit anlegen. Es gibt sogar Autonomen-Treffs, wo die sich überlegen, ob sie nicht mit jenen Grünen, die gegen die Anpassung stehen, nach gemeinsamen Wegen suchen müßten.

Natürlich ist das nicht der große Wurf, was ich da vorschlage, aber wir müssen diese Kräfte zusammenführen, um aus der Defensive herauszukommen. Ich wollte die Grünen verbessern und zapple mich ab, Verschlechterungen zu verhindern, die ich manchmal gar nicht aufhalten kann. Ich lese vor, was die Grünen zum zivilen Ungehorsam gesagt haben, ich verteidige das grüne Umbauprogramm, gegen das ich gestimmt habe, nur um den Gedanken an die Vergesellschaftung der Stahlindustrie zu retten. Aus dieser Position kannst Du andere nicht klüger machen – und Dich selbst auch nicht. Blüm hat uns alle irgendwie erdrosselt. Jeder grüne Redner mußte zunächst mal seinen tiefen Respekt vor Norbert Blüm ausdrücken – kein Schwein will wissen, was die wahren Absichten und Taten des BRD-Imperialismus gegenüber Chile sind.

**KONKRET** Darüber, was Imperialismus ist, hat es allerdings nie einen klaren Begriff bei den Grünen gegeben.

**Ebermann**: Aber wo gibt's den. Das war auch strittig zwischen Rosa Luxemburg und Kautsky.

**KONKRET** Nicht so strittig wie zwischen Dir und Cohn-Bendit.

**Ebermann**: Natürlich nicht. Und doch hatten die Grünen insgesamt einmal sehr klug erkannt, wie imperialistische Politik Hunger und Elend in der Dritten Welt erzeugt und befördert hat. Du kannst nicht sagen, daß davon nie ein Begriff existierte.

**KONKRET** Da ist aber eine phantastische Vergessensarbeit geleistet worden.

**Ebermann**: Das gehört zu den Dingen, die ich nicht verstehen kann, wenn ich da so in Bonn rumlaufe.

**KONKRET** Was ist es noch, das Du nicht verstehst?

**Ebermann**: Wie schnell ein Apparat Hierarchien ausbildet. Wie da die verrücktesten fossilen Auffassungen wieder aufleben. Wie es beispielsweise inzwischen ganz selbstverständlich ist, daß die Abgeordneten das meiste verdienen, die wissenschaftlichen Mitarbeiter das zweitmeiste, die Sachbearbeiter am wenigsten. Weil das eben immer so war, daß der »über« einem mehr verdient und der »unter« einem weniger. Oder wie die Fraktion und einige Arbeitskreise eine mehrstündige Sitzung veranstaltet, bei der es nur um die Raumgestaltung und die Verteilung der Büros im 14. Stock des Abgeordneten-Hochhauses geht. Da die Grünen das Recht haben, auf den ihnen zugewiesenen Stockwerken die Ausstattung zu bestimmen, mußte der dort ausgelegte synthetische Teppich entfernt und durch einen aus Schurwolle ersetzt werden. Die gesamte Beleuchtung mußte rausgerissen und eine indirekte Beleuchtung installiert werden.

Das schwierigste Problem war allerdings die Verteilung der Räume unter die Abgeordneten. Denn die Räume mit Blick auf den Rhein sind weitaus beliebter, und so mußten schwere Debatten geführt werden, wer dort sitzen darf. Die Sache wurde dadurch verkompliziert, daß die Abgeordneten des Rechts- und des Innenausschusses später als die des Finanz- und Wirtschaftsbereichs auf dem 15. Stock angesiedelt wurden, die Mitglieder der Wirtschaftsausschüsse also bereits die Zimmer auf der Rheinseite bezogen hatten. Woraufhin die Mitglieder des Innen- und des Rechtsausschusses durchsetzten, daß sich die Gesamtfraktion mit der Frage befaßt, ob es gerecht ist, daß die Mitglieder der Wirtschaftsausschüsse alle auf der Rheinseite sitzen dürfen. Die Fraktion beschloß, nach mehrstündiger Debatte, daß die Mitglieder der Wirtschaftsausschüsse die Hälfte der auf der Rheinseite liegenden Zimmer freigegeben müsse, woraufhin in unserem

Arbeitskreis Kampfmaßnahmen gegen den Beschluß der Fraktionsmehrheit geplant wurden. Es ist nicht schön, darüber erzählen zu müssen.

**KONKRET**: Muß man denn?

**Ebermann**: Man muß. Wem es einmal wirklich wichtig war, auf welcher Seite des Abgeordneten-Hochhauses er oder sie sitzt, hat damit jede Freiheit verloren, politisch großzügig zu sein und radikal. Wer einmal so etwas wichtig fand, wird auch im politischen Leben keine Positionen mehr einnehmen, die nicht der Reputation dienen.

**KONKRET**: Wir nähern uns der Antwort auf die Frage, was das Parlament für die Stabilisierung des bürgerlichen Staates und bei der Entmannung von Opposition leistet.

**Ebermann**: Vielleicht, ja. Die Welt der Empfänge – der wichtige Kampf, wer die halbe Stunde Honecker, die protokollarisch für die Grünen vorgesehen war, miterleben durfte. Dabei ist nichts langweiliger. Das ist politisch so bedeutsam wie die Frage, wer die Fahrbereitschaft benutzen darf statt Taxi, wer in der Bundesbahn erster Klasse fahren darf statt zweiter. Es soll vorgekommen sein, daß Abgeordnete, die mit ihren Mitarbeitern reisten, sich auf der Fahrt von ihnen getrennt haben, weil sie erster Klasse reisen dürfen und die andern nicht.

**KONKRET**: Ein altes Wort: »Der Parlamentarismus ist die Kasernierung der politischen Prostitution« – Karl Kraus.

**Ebermann**: Ich meine, er hat Recht, wenn er mich da ausnimmt. Und natürlich einige andere grüne Abgeordnete, die in diesen Statusfragen absolut toll sind. Ich schwärme – das ist' ne Liebeserklärung – von Lilo Wollny, die aus Lüchow-Dannenberg kommt, da seit mehr als zehn Jahren Politik gegen die Wiederaufbereitungsanlage gemacht hat, in Bonn eine phantastische Rede zum Atomprogramm und Ausstiegsszenarium gehalten hat – sie droht ins Abseits zu geraten, weil sie die konzeptionelle Immanenz der verschiedenen Arschkriechszenarien nicht kennt. Ich schwärme von Mathias Kreuzeder, bayerischer Bergbauer, der unbeeindruckt von allen Verlockungen versucht, eine Bauernopposition gegen Heeremann, CDU/CSU und SPD aufzubauen, und der nur den Wunsch hat,

**KONKRET**: Auf der Rheinseite zu sitzen?

**Ebermann**: Das ist dem sooo egal, der hat nur einen Wunsch: daß die Ruhe, die die Herrschenden bei den Bauern immer noch hinkriegen, endlich aufhört. Solche guten Sachen machen eben nicht nur Leute, die ich als Mitglieder der ökosozialistischen Strömung titulieren würde, sondern nach wie vor sind die Grünen auch eine wirklich lebendige Verkörperung von Politik. Das wird natürlich zusehends verschüttet, weil jeder ausgeübte staatspolitische Gestus diese Leute als politikunfähige Naivlinge erscheinen läßt. Tatsächlich aber ist es genau umgekehrt: Jeder Linke, der meint, jetzt auch noch seinen Alternativ-Entwurf zum Länderfinanzausgleich erarbeiten zu müssen, kann sich dabei so links vorkommen wie er will – er zerstört damit die Voraussetzungen für die eigentlich notwendige Formulierung von Oppositionspolitik.

**KONKRET**: Was also wirst Du jetzt tun? Und wann?

**Ebermann**: Abwarten, bis die realpolitische Mär, sie seien die Garanten des Erfolgs und die Ebermänner, Ditfurths und Schmidts die Garanten der Niederlage, empirisch widerlegt ist. Denn ein Gesetz gibts in der Politik, das konnte ich auch bei den Grünen nicht umwerfen: Wer Repräsentant eines wahlpolitischen Rückschlags ist, muß erst mal zwei Monate lang das Maul halten und hat kein Recht, irgendeinen Idioten aus seinem Büro zu werfen, der hereinkommt und Dir erzählt, was Du alles falsch gemacht hast. Du darfst nur nachdenklich gucken und mußt abwarten, bis sich die Gleichung Anpassung = Wahlerfolg das nächste Mal blamiert. Die Realos sehen das natürlich kommen, sie spüren, daß ihr Weg der Anpassung eine vollkommene Demotivierung mit sich bringt. Ich beobachte die verzweifelten und irrsinnigen Versuche des Fraktionsvorsitzenden der Baden-Württembergischen Grünen, Fritz Kuhn, groß rauszukommen, indem er der CDU ein Tolerierungsangebot macht. Irgendwie ist das konsequent, irgendwann mußte auch den Realos auffallen, was wir schon immer gesagt haben: daß der unterschied zwischen CDU und FDP nicht gar so groß ist. Daraus gibt's zwei Schlüsse: Entweder wir gehen deshalb in die Opposition, oder wir können mit beiden. Kuhn, so heißt es, wolle mit seinem Vorschlag die Partei überhaupt motivieren, die Langeweile bekämpfen – mit irgend was sensationell Politischem. Denn Resignationstendenzen gibt es, bei den Realos, aber auch bei uns: Enttäuschung, Ermüdung.

**KONKRET**: Überrascht uns nicht.

**Ebermann**: Du kannst, aus der unverantwortlichen Position eines Journalisten, schreiben, daß die Grünen die achtziger Jahre nicht überleben, weil: wenn Du das schreibst, muß das nicht den Ausschlag geben, daß es so kommt.

**KONKRET**: Aber wenn Du, aus der verantwortlichen Position eines Fraktionssprechers das Gegenteil sagst, dann wird das den Ausschlag geben?

**Ebermann**: Nein, aber die Linken bei den Grünen haben tatsächlich, weil wir nicht gewinnen können, die komplizierte Verpflichtung, einerseits aufzuklären, wie dramatisch negativ sich die Partei und insbesondere die Bundestagsfraktion

entwickelt, und andererseits halbwegs verantwortungsbewußt zu verkörpern, daß diese Partei eine Zukunft haben soll. Wir werden uns also weiterhin mäßigen müssen.

**KONKRET**: Und dabei werdet Ihr Linken immer weniger und immer schwächer.

**Ebermann**: Ja, und deshalb kommt es jetzt darauf an, wieviele Mitglieder und Freunde der Grünen erkennen, daß jetzt ganz entscheidende Weichen gestellt werden: wieviele Mitglieder bereit sind, ihre regionalistische Borniertheit zu überwinden; wieviele Mitglieder die bequeme Haltung, daß die Flügelhengste sich mässigen wollen, aufgeben; wieviele es wirklich wichtig finden, ob wir die Nato mittragen oder das westliche Bündnis bekämpfen. Wenn es nicht gelingt, vielen Mitgliedern die extreme Relevanz dieser Fragen deutlich zu machen, dann, glaube ich, haben wir verloren. Dann müssen wir verloren haben, weil wir dann untergehen im Pro und Contra der Positionspapiere und Otto Schily, Joschka Fischer und Waltraud Schoppe das öffentliche Profil der Grünen diktieren werden. Uns bleiben dann die komplizierten Erklärungen, warum man seine Posten nicht verlassen darf.

**KONKRET**: Schluß mit der falschen Bescheidenheit?

**Ebermann**: Wenn ich Post kriege, wo sich einer dafür bedankt, daß ich mich an den kleinkarierten Streitereien in der grünen Spitze nicht beteiligt habe, denk' ich: Jetzt hast du aber alles falsch gemacht – du wolltest ja nicht der Willy Brandt von diesem Laden werden. Ich weiß, wie wertvoll die Grünen sind. Ich weiß, wie schwer die Zeiten waren, als man als Linker außerhalb der SPD in dieser Gesellschaft einfach überhört wurde. Man muß dafür kämpfen, daß die Grünen eine Zukunft haben. Kompromisse gehören dazu. Aber Anpassung der Inhalte an den Konsens der Demokraten – das will ich zu verhindern mithelfen.

Konkret 10/87, S. 22

**Detlef zum Winkel**

# Zehn Jahre Deutscher Herbst - Ein liberaler Rechtsstaat. Tödlich.

**Der Herbst des Jahres 1977 ist seitdem der Deutsche Herbst. Ein Arbeitgeber-Präsident lag tot im Kofferraum eines Wagens, die GSG 9 zeigte in Somalia, was ein Blitzkrieg ist, und in Stammheim starben, fein getimed, Häftlinge. DETLEF ZUM WINKEL erzählt die Geschichte dieses Jahres, das mit einem sehr deutschen Herbst enden sollte.**

Ende letzten Jahres erlebte die ödeste Talk-Show nach dem deutschen Bundestag, nämlich diejenige des NDR, ein nettes kleines Highlight. Helmut Schmidt, der gerade als Filmemacher über sein geliebtes Hamburg debütiert hatte, antwortete auf die Frage, ob es Politikern erlaubt sei, persönliche Regungen zu zeigen, erwartungsgemäß mit Nein. Mit einem Ja bestätigte er die kühne Vermutung, daß er als Bundeskanzler von gelegentlichen Gefühlswallungen heimgesucht worden sei. Als die Moderatorin schon zum nächsten Thema schwenken wollte, setzte der Sohn seiner Stadt auf einmal hinzu: Nachdem alles vorbei gewesen sei, die Schleyer-Entführung, Mogadischu, Stammheim, da hätte er heulen mögen. In einem fort. So sei ihm zumute gewesen. Fernsehen kann ja grausam sein. Man sah einige Gesichter, inklusive das des Bekenners, ziemlich unbedarft in die Kamera glotzen; dann hatte die gesprächsführende Dame den Spickzettel studiert und die nächste Frage gestellt.

Erstmals ist damit ein signifikanter Unterschied zwischen dem größten Bundeskanzler und dem größten Reichskanzler dokumentiert. Schmidt ist sentimental. Er möchte nicht nur als Held anerkannt, sondern auch als Mensch geliebt werden. So erklärt sich auch das eigentümliche Auskunftsbegehren, das er an Willy Brandt richtete, als der »Vorwärts« von einer geschichtlichen Blutspur schrieb, die von Rosa Luxemburg über Stammheim bis zu Günter Sare reichte – Schmidt wollte wissen, wer denn in Stammheim ermordet worden sei. Ist das noch Verantwortungsethik? Was hätte Bismarck dazu gesagt? Anstatt jedoch diesen dramatischen neuen Aspekt zu vertiefen, anstatt die Mär vom kühlen Kopf und strengen Frühaufsteher endlich zu widerlegen, anstatt zu enthüllen, warum Helmut Schmidt so oft zur Schnupfdose greift, langweilen die Medien mit 10-Jahres-Serien, die der Konsument bis zum Überdruß kennt. Wie die gesittete Bundesrepublik Notstand spielte, wie das Leben des Mitbürgers Schleyer trotz aller Anstrengungen nicht gerettet werden konnte, wie ein braver Karlsruher Bub unter seinem Papa zu leiden hatte und vom Weltverbesserer zum Topterroristen wurde, wie das von allen vernünftigen Menschen verabscheut wird und welch gräßliches Ende die Staatsfeinde im Gefängnis sich selbst antaten.

Waget also niemals die Revolte nicht, auf daß es Euch nicht ergehe wie dem unglückseligen Christian Klar, welcher einst vor den himmlischen Thron wird treten und es wird aufspringen ein guter Christ und Generalstaatsanwalt und daselbst rufen: Jüngstes Gericht! Der Angeklagte hat noch dreieinhalb Leben, 12 Jahre und hundertneunundzwanzig Tage abzusitzen.

1977 – das Datum, das jedem Altlinken noch mal so richtig zeigt, daß irgendwie nicht mehr zu holen war und was wir schon alles erlebt und folglich den heutigen kids voraus haben. Undsoweiter. Weil die Wahl zwischen Larmoyanz und Zynismus fade ist, gibt es an dieser Stelle einfach eine trocken-anspruchslose Nacherzählung.

Die Anti-AKW-Bewegung eröffnete die Partie Innerer Feind gegen Staat mit einem wagemutigen Doppelschlag. Am 19.2.1977 drangen 30 000 Demonstranten in bis zum Kopfschutz fester Kleidung in die nordelbische Wilster Marsch ein, um ihren Widerstand gegen eine Baustelle zu bekunden, deren Name bis dahin nur Insidern geläufig war: Brokdorf. Das war unerhört, denn erstens war die Demonstration verboten und zweitens hatte man noch nie so viele Krawallbrüder, Kommunisten und Gewaltapostel auf einem Haufen gesehen. Vier Wochen danach ziehen die Chaoten, die man besser noch als Terroristen anzusehen habe, wie Justizminister Vogel übereifrig meinte, nach Grohnde, wo es ihnen gelingt, eine Absperrung zu überrennen und den minderwertigen Bauzaun schwer zu beschädigen. Die Polizei revanchiert sich in offener Feldschlacht: Reiterstaffeln galoppieren in die Demonstranten, die panisch fliehen. Von da an hat das Sparen an der Ummauerung von Atomkraftwerken und sonstigen sensitiven Baustellen ein Ende.

Fern davon wird am 7.4. in Karlsruhe Generalbundesanwalt Buback von einem »Kommando Ulrike Meinhof« der RAF erschossen. Die Polizei übt Ring-, Flächen- und Zielfahndungen sowie Hausdurchsuchungen mit Türeintretungen und anschließendem Geraderücken der Möbel. Für Unruhe an den Universitäten sorgt der zwei Wochen später erscheinende »Buback-Nachruf« eines Göttinger »Mescalero«, weil er als unmittelbare Spontanreaktion klammheimliche Freude über das Attentat bekennt. In einem millionenfach gedruckten Aufschrei dokumentiert der gesittete Teil der Gesellschaft seine Leseunfähigkeit: Tatsächlich enthält der Text eine eindringliche Kritik an der RAF, die vor einer »Strategie der Liquidierung« gewarnt wird. »Unser Weg zum Sozialismus kann nicht mit Leichen gepflastert sein.« Um Aufklärung bemüht, geben 47 Hochschullehrer eine Dokumentation des »Nachrufs« und der Reaktionen darauf in eigener Regie heraus . Die zuständigen Minister reagieren mit dienstlichen Anhörungen; Peter Brückner wird suspendiert – das »Mißverständnis« ist schließlich gewollt.

Zur Zeit des Attentates führen die Angeklagten des ersten großen Stammheim-Prozesses, Gudrun Ensslin, Andreas Baader, Jan Carl Raspe, einen Hungerstreik durch, um entsprechend der Genfer Konvention als Kriegsgefangene anerkannt und behandelt zu werden. Am 28.4. werden sie nach insgesamt zweijähriger Verhandlungsdauer zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Otto Schily, Verteidiger von Gudrun Ensslin, bilanziert, bei dem Prozeß gegen die erste Generation der RAF sei »von der rechtsstaatlichen Fassade nichts, aber auch gar nichts übriggeblieben«. Der Hungerstreik wird abgebrochen. Anfang Juli flieht der bereits zweimal inhaftierte und mit einem Berufsverbot belegte Verteidiger Klaus Croissant nach Frankreich, um dort politisches Asyl zu beantragen.

Das innenpolitische Klima heizt sich auf, als die RAF am 30.7. in Frankfurt versucht, den Chef der Dresdner Bank, Jürgen Ponto, zu entführen, ihn aber erschießt, als er Gegenwehr leistet. Am gleichen Wochenende stoppt die französische Polizeitruppe CRS mit Tränengas- und Offensivgranaten 80 000 Menschen, die gegen den schnellen Brüter von Malville, Superphénix, protestieren. Ein Demonstrant stirbt, zwei weitere werden an Arm und Bein verstümmelt. Die Anti-AKW-Bewegung, die sich erstmals zu einer internationalen Manifestation versammelt hat, wird mit bürgerkriegsartigen Methoden zurückgeschlagen.

In Frankfurt wird eine Studentin unter dem Verdacht verhaftet, an der Ermordung Pontos beteiligt gewesen zu sein. Daß sie ein wasserdichtes Alibi für die Tatzeit vorweisen kann, rechnet man ihr als besondere Heimtücke an. Nur durch eine aufwendige Solidaritätskampagne ist sie wieder freizubekommen. Erneut treten 30 politische Gefangene in einen Hungerstreik gegen ihre Isolation und für Zusammenlegung in größeren Gruppen. Die Boulevardpresse folgt einem Stichwort Rebmanns, die Gefangenen »hart anzufassen«, und plädiert gegen Zwangsernährung. Stimmungen werden produziert, die ganz sicher nicht gesund sind, aber nicht ganz spontan im Volk entstehen: Laßt sie doch verrecken...

Ein gescheiterter Anschlag mit Hilfe eines selbstgebastelten, aber nicht zündenden Raketenwerfers auf die Bundesanwaltschaft in Karlsruhe wird am 25.8. entdeckt. Eine Woche später brechen die Gefangenen ihren Hungerstreik ab; Vermittlungsversuche von amnesty international hätten eine total verhärtete Position der Behörden ergeben, erklären sie. Das »Mordkalkül« des Staatsschutzes hätten sie aber nicht selbst noch erleichtern wollen. Im Lager der radikalen Linken werden Behauptungen, wonach den Gefangenen eine gezielte Liquidierung drohe, als zugespitzte Agitation gegen die Haftbedingungen empfunden – trotz des ungeklärten Todes von Ulrike Meinhof am 8.5 .1976 in Stammheim. Am 5.9.77 entführt das »Kommando Siegfried Hausner« der RAF in Köln den »Boss der Bosse«, Arbeitgeberpräsident Hanns-Martin Schleyer; dessen vier Begleiter, sein Fahrer und drei Polizisten, werden erschossen. Der deutsche Herbst hat begonnen.

Die Bundesregierung bildet einen Krisenstab, der sich als politische Abteilung des BKA begreift; die Gefangenen der RAF stehen unter Kontaktsperre, die in einem scheindemokratischen Vorgang rasch legalisiert wird; die Medien unterwerfen sich einer freiwilligen Selbstzensur, Telefone werden abgehört und alle polizeilich gespeicherten Daten durch Herolds Computerprogramme gejagt – es ist Notstand, auch wenn er nicht formell ausgerufen wird. Die veröffentlichte Meinung prangert die Sympathisanten an, und die Linksintellektuellen distanzieren sich mit Inbrunst von der Gewalt. Die Anti-AKW-Bewegung absolviert am 24.9. einen schweren Gang nach Kalkar; zwar beteiligen sich mehr als 50 000 Menschen an der Demonstration, aber die wiederholten polizeilichen Durchsuchungen von Bussen und PKWs, das Stoppen von Zügen per Hubschrauber auf offener Strecke und immer wieder der Blick in die Mündung von Maschinenpistolen verfehlen ihre Wirkung nicht.

Die Entführer Schleyers fordern, elf Gefangene der RAF, darunter die 'prominentesten', freizulassen und ihnen ein Flugzeug zur Verfügung zu stellen. Der Krisenstab spielt auf Zeit. Am 13.10. beginnt der Countdown zum scheinbar unausweichlichen blutigen Ende: Ein arabisches »Kommando Martyr Halimeh«, dessen politische Herkunft im Dunkeln bleibt, entführt ein Urlauber-Flugzeug auf dem Flug von Mallorca nach Frankfurt, um die RAF zu unterstützen. Auf einem der Flughäfen, die das Kommando anfliegen läßt, ermorden die Entführer den Flugkapitän. Wischnewski fliegt der »Landshut« in einer Sondermaschine mit BKA-Beamten und der Anti-Terror-Einheit GSG 9 hinterher bis nach Mogadischu in Somalia. 15.10.: Schleyers Sohn beantragt vergeblich vor dem Bundesverfassungsgericht eine einstweilige Verfügung, um die Bundesregierung zur Erfüllung der Forderungen zu zwingen und so das Leben seines Vaters zu retten. Sein anschließender Versuch, in einem Frankfurter Hotel eine hohe Geldsumme an die Entführer weiterzuleiten, wird durch demonstrative Präsenz des Staatsschutzes vereitelt. 17.10.: Die GSG 9 stürmt die »Landshut« und erschießt drei der vier Highjacker. 18.10.: In Stammheim werden Ensslin, Baader und Raspe tot aufgefunden; Irmgard Möller überlebt einen Messerstich in den Brustkorb. Das »Kommando Siegfried Hausner« teilt telefonisch mit, die Leiche Schleyers liege in einem PKW, der im französischen Mülhausen abgestellt sei.

Die Bundesrepublik feiert ihre Helden, die geretteten »Landshut«-Insassen, die Retter von der GSG 9, die die Grenzen weitsichtig im Nahen Osten schützten und den Bundeskanzler mit Feldherrnqualitäten. Die Bundesrepublik trauert um ihren Arbeitgeberpräsidenten. Wer ihn einen ehemaligen SS-Offizier nennt, ist RAF-Sympathisant und stellt sich außerhalb der Gemeinschaft aller Demokraten. Obwohl die meisten anderes damit assoziieren, ist der totalitäre Zwang, einem alten Nazi die Ehre zu erweisen, wirklich ein triftiger Grund, jenen Herbst deutsch zu nennen.

Das neidische Ausland zeigt mit dem Finger auf Stammheim und bezweifelt die Behauptung eines Selbstmords. Unter den deutschfeindlichen Elementen macht das Wort von den Stammheimer »Wundern« die Runde: Wie konnten die Gefangenen trotz Kontaktsperre noch in der gleichen Nacht von der Erstürmung der »Landshut« erfahren, einen kollektiven Freitod verabreden und in die Tat umsetzen? Wie kamen sie im bestgesicherten Gefängnis der BRD an Waffen heran?

Dabei sind es nicht einmal diese vielfach erörterten Details, die die Zweifel am behaupteten Geschehen begründen. Während der 44 Herbst-Tage hatten die herrschenden Politiker und Meinungsmacher laut und vernehmlich über »exotische Lösungen« (Schmidt) des Entführungs-Dramas nachgedacht und waren dabei immer wieder zu weitgehend übereinstimmenden Tötungsphantasien gelangt, den gleichen übrigens, die sie ihren Kontrahenten von der RAF unterstellten: Geiseln umbringen. Als seine Geiseln sah der Krisenstab die Gefangenen an, die die Entführer freipressen wollten. Angeführt von Strauß, der den Vorschlag zur Diskussion stellte, jede Stunde einen Gefangenen zu erschießen, über Rebmann, Golo Mann und die FAZ bis zu Georg Leber und Heinz Kühn kreiste das »Denken des Undenkbaren« darum, den Gefangenen Gewalt anzutun. Ein im Innenministerium ausgehecktes »Modell« sah vor, die Todesstrafe für solche Personen einzuführen, »die von Terroristen durch menschenerpresserische Geiselnahme befreit werden sollen«. Besonders bemerkenswert ist auch die Idee der Staatsschützer, die GSG 9 durch eine vorgetäuschte »Meuterei« Gegenterror ausüben zu lassen, denn damit befindet man sich bereits zu 100 Prozent auf der Linie argentinischer antikommunistischer Allianzen (AAA) oder ähnlicher Geheimdienstoperationen, wie sie anscheinend nicht nur für Diktaturen typisch sind. Dieser Plan kann als besonders realitätstüchtig gelten: Seine Erfinder gingen ganz richtig davon aus, daß es in jeder Hinsicht unmöglich sein würde, den Staat in die Verantwortung für irgendwelche Repressalien gegen seine Gefangenen hineinzuziehen. Wenn etwas in dieser Richtung geschähe, müßte es folglich illegal geschehen...

Nachdem die Machthaber so gründlich, so phantasievoll und doch so konkret über Hinrichtungen nachgedacht hatten, bringen sich die Objekte dieses Nachdenkens kurzerhand selbst um. Dieses größte aller Stammheimer Wunder scheint nur noch durch Gedankenübertragung zu erklären zu sein, aber daran glauben wir ja im New Age, wie auch die Unterscheidung zwischen Ursache und Wirkung, Täter und Opfer, Mord und Selbstmord längst obsolet geworden ist.

»Man kann die Perfidie auch so weit treiben, daß man seine eigene Tötung zur Hinrichtung macht.« Der das erklärte, war Innenminister Maihofer, und er gab diese Version der Stammheimer Todesnacht bereits am 18.10.77 an die Presse. Zur Person ist daran zu erinnern, daß Maihofer als Autor der Freiburger Thesen der FDP (1971) den Ruf genoß, der große Sozialliberale seiner Partei zu sein. Die gleiche These formulierte der Bundeskanzler so: Ensslin, Baader und Raspe hätten sich offenbar nicht als ein Zeichen später Einsicht umgebracht, sondern als ein Fanal für die noch in Freiheit befindlichen RAF-Mitglieder. Behauptet wird also, die Gefangenen hätten einen Selbstmord als Mord inszeniert.

Wenn ein Mensch sein Leben selbst beendet, und das ist auch bei den drei RAF-Gründern nicht mit letzter Sicherheit auszuschließen, sind wir meist am Ende unserer Erkenntnisse, unseres Verständnisses, unserer Erklärungen. Das gilt nicht für die Behauptung der Herren Maihofer und Schmidt. Sie ist vielmehr das typische Produkt von Köpfen, die sich einen Monat lang fieberhaft mit Liquidations-Modellen befaßt haben. Angenommen, die drei hätten das Zeichen setzen wollen: Wir sind ermordet worden – kämpft deshalb gegen diesen Staat! Das wäre eine nicht nur beklemmende, sondern sogar absurde Botschaft gewesen, an deren Vermittlung die RAF keinerlei Interesse hätte haben können. Denn die Grundangst eines potentiellen oder wirklichen Revolutionärs ist weder die Atombombe noch der Super-GAU, sondern der jämmerliche Schuß aus dem Hinterhalt, die Herren im Morgengrauen, der Tod im Knast ohne die geringste Chance der Gegenwehr. Natürlich kann man mit einer Agitation »Mord im 7. Stock« Leute gegen den Staat aufbringen oder Reformillusionen bekämpfen. Aber man kann damit niemanden bewegen, sich der RAF anzuschließen oder deshalb erst recht bei ihr zu bleiben. Diese Problematik dürfte Gudrun, Andreas und Jan Carl allzu vertraut gewesen sein. Und sie war auch den Krisenstäblern vertraut: Die diversen »Modelle« wurden ja nicht durchgespielt, um der RAF neue Anhänger zu verschaffen, sondern weil man – zurecht – davon ausging, daß Gewalt gegen die Gefangenen eine abschreckende Wirkung haben würde. Gerade der letzte Punkt ist es wert, festgehalten zu werden: Warum sollten sich die Gefangenen politischen Nutzen für die RAF davon versprechen, ihren Selbstmord wie einen Mord erscheinen zu lassen, wenn die Staatsschutz-Strategen einen politischen Nutzen für sich darin sahen, sie umzubringen, wenn es nur zu bewerkstelligen wäre?

Leider ist die Gegenthese nicht so kompliziert, nicht so widerspruchsvoll, ja nicht einmal exotisch: Daß es sich um einen als Selbstmord dargestellten Mord gehandelt hat. Diese Version wird nicht geglaubt, weil sie das Vertrauen in den liberalen Rechtsstaat Bundesrepublik, den die Mehrheit seiner Bürger ähnlich verehrt wie sie auch an Weihnachten in die Kirche geht, erschüttert. Dabei ist, wie alle wissen, die Tat unzählige Male gedacht worden – im Krisenstab wie in der Eckkneipe im BND wie in den Leserbriefspalten der Printmedien. Daß es die Ermordeten aber nicht anders wollten, daß sie also irgendwie nicht nur selber schuld waren sondern auch selber mit Hand anlegten, ist eine Denkweise, die hierzulande Tradition besitzt und anderswo als vorbildlich gilt. Pinochet, Evren oder Botha geben sich kaum Mühe, ihre Bewunderung für die innere Sicherheit in der Bundesrepublik zu verhehlen und dementsprechend stiegen die »Selbstmord«-Raten in chilenischen, türkischen und südafrikanischen Gefängnissen an. Modell Stammheim, Modell Deutschland.

Jahre später wird bekannt, daß die deutsche Industrie – angeblich nach 1977 – dem BND Großspenden gewährte. Mit diesen Mitteln bezahlte der Geheimdienst den Privatdetektiv und V-Mann Werner Mauss für Spezialaufträge beim Kampf gegen den Terrorismus. Die Operation hatte den Segen des Maihofer-Nachfolgers Baum, der immer noch als liberales Gewissen der Bonner Herrenlandschaft auftritt. Der FDP-Politiker rechtfertigte sich mit der sachbezogenen Aussage, von Mauss sei schließlich nicht bekannt gewesen, daß er Leute umbringt oder sowas. Das kann zweierlei bedeuten: »Der war's nicht« oder »Damals wußte ich noch nicht, daß der es war«. Wie dem auch sei: Wenn es durchgeführt wurde, dann ungefähr so. Und so konnte es auch nicht durchgeführt werden, weil mit der Kontaktsperre alle Voraussetzungen dafür gegeben waren.

Die Frage, was in der Todesnacht von Stammheim wirklich geschah, ist offen wie am Morgen des 18. Oktober vor zehn Jahren. Für den Versuch der damaligen Bundesregierung, das eigene schlechte Gewissen auf die Toten zu projizieren, indem man ihnen eine besondere Perfidie anhängt, bleibt der passende Begriff: sozialliberal.

Konkret 10/87, S. 26

**Edwin Herrmann**

# Die Macht der Gewohnheit

**Wo der Türkenwitz den Fremden die Abreise durch den Schornstein nahelegt, greifen die hiesigen Behörden noch auf die noch älteren Methoden zurück. Sie kommen im Morgengrauen, stellen sich dumm und verfrachten bar jeder Rechtsgrundlage die Ausländer in die Flugzeuge. Der Rest geht sie nichts mehr an. Wenig wird von dieser Praxis publik. Alle halten dicht. Im Landkreis Darmstadt-Dieburg jedoch gab es in diesem Sommer eine undichte Stelle. Alle Abschiebungen der letzten zwei Jahre werden jetzt überprüft - Edwin Herrmann berichtet über die des Türken Ibrahim Özcan.**

Ein junger Mann wird von zwei Polizisten und einem Sachbearbeiter der Ausländerbehörde in einen Dienstwagen verfrachtet. Es heißt, die Fahrt gehe zur Gemeinschaftsunterkunft für Asylbewerber. Am Frankfurter Flughafen angekommen, merkt er, was ihn erwartet. Er wehrt sich, versucht, Passanten auf sich aufmerksam zu machen, schreit. Die Beamten zerren ihn in einen unterirdischen Gang. In einer Zelle wird er eingeschlossen; man nötigt ihn, verschiedene Papiere zu unterschreiben, deren Bedeutung er nicht erkennen kann, weil er kein Deutsch versteht. Dann Übergabe an einen Flugkapitän in Frankfurt, schließlich Festnahme nach der Ankunft in Istanbul.

Menschen werden über die Gateways geschleppt, oft gefesselt, sogar nach Selbstmordversuchen, Anwälte werden getäuscht, Asylanträge ignoriert, Rechtsmittel verweigert – ein tägliches Geschehen, das auf bundesdeutschen Flughäfen mittlerweile zur Verwaltungsroutine gehört. Am 14. Juli 87 traf es Ibrahim Özcan, türkischer Gewerkschafter in dem 1980 verbotenen Dachverband DISK, Mitglied der Streikleitung beim schon legendären Kampf der Arbeiterinnen und Arbeiter des Staatsbetriebs Taris in Izmir.

Dort wollte die letzte türkische Zivilregierung vor dem Putsch Anfang 1980 mehrere tausend Entlassungen vornehmen, weniger aus Rationalisierungsgründen als um Mitglieder der DISK durch rechte Parteigänger in der Belegschaft zu ersetzen. Nach einem äußerst erbitterten Arbeitskampf, der von der Bevölkerung Izmirs mitgetragen und unterstützt wurde, setzte das Militär mit Panzern und Luftlandetruppen dem Streik ein blutiges Ende. Nach chilenischem Vorbild wurden die Festgenommenen massenhaft in ein Sportstadion gesperrt. Während die Bilddokumente des Terrors durch die Medien gingen, schwiegen die westlichen Regierungen. Insbesondere ließ sich der damalige Finanzminister der BRD, Matthöfer, der einst die Blüm-Rolle in der SPD gespielt und das Pinochet-Regime eine Mörderbande genannt hatte, nicht beeindrucken. Er organisierte federführend die Wirtschafts- und Militärhilfe der EG-Regierungen für die Türkei. Fünf Monate später ergriffen die Militärs unter Evren die Macht.

Ibrahims Vetter, Salman Özcan, wurde wegen Beteiligung an diesem Streik zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt und in der Haft zum Krüppel gefoltert, so daß er heute im Alter von 35 Jahren arbeitsunfähig ist. Unter anderem damit begründete der jetzt abgeschobene Gewerkschafter seinen Asylantrag in der Bundesrepublik: »Die Wirbelsäule und die Beine wurden so stark verletzt, daß er weder Beugebewegungen ausführen kann noch knien oder etwas anheben kann.«

Ibrahim Özcan konnte seiner Verhaftung 1980 durch einen Zufall entgehen und schaffte es unterzutauchen – sieben Jahre lang, obwohl die Polizei nicht abließ, nach ihm zu fahnden, seine Eltern zu verhören und deren Wohnung zu beschatten. Dann wollte er auf Anraten von Freunden und Kollegen in der Türkei ein anderes Leben führen, reiste Anfang Juli illegal in die BRD ein, fand bei einem Bruder in Ober-Ramstadt/Südhessen Unterkunft und beantragte politisches Asyl, um später Frau und Kind nachkommen zu lassen.

Sein Versuch, in eine legale Existenz zurückzukehren, konnte kaum schlimmer enden: Nach gerade zwei Wochen Aufenthalt in der freiheitlichen Bundesrepublik findet er sich in der Folterkammer des l. Polizeireviers von Istanbul wieder. Von dort wird er zunächst ins Militärgefängnis Metris und dann nach Izmir in das zivile Gefängnis Buca verlegt. Mehrere Tage lang wird er mit Elektroschocks, der Bastonade und Knüppelhieben mißhandelt. Man erzwingt seine Unterschrift unter ein Geständnis, das er später widerruft. Seit dem 25. August steht er vor der 2. Kammer des Schwurgerichts von Izmir. Die Anklage wirft ihm Teilnahme am Streik vor sieben Jahren, Mitgliedschaft im DISK und Sachbeschädigung der Produktionsanlagen von Taris vor.

Die Geschichte dieser Abschiebung konnte von einer Gruppe aus dem Darmstädter Sozialkritischen Arbeitskreis, amnesty international und der Vereinigung Demokratischer Juristen minutiös recherchiert werden. Die seltene Ausnahme war möglich, weil diese Gruppe über langjährige Erfahrung in kommunaler Zusammenarbeit mit Ausländern verfügt und deshalb ein relativ großes Vertrauen bei ihnen genießt.

»Wenn Sie wüßten, wie viele solcher Geschichten ich schon gehört habe.« Erregt fuchtelt Wolfgang Wünsch, stellvertretender Leiter der Ausländerbehörde des Landkreises Darmstadt-Dieburg, mit dem Asylantrag durch die Luft, als die Brüder Özcan am 13. Juli 87 bei der Behörde erscheinen, um sich die sogenannte Aufenthaltsgestattung abzuholen. Den Amtmann darf man sich nicht als Amtsschimmel vorstellen. Wünsch ist ein cholerischer Enddreißiger, sportlich, Turnschuhtyp, eine Art Verwaltungs-Yuppie, der in einem schlechten Kriminalfilm gut den Zivilbullen mimen könnte. Mit der Zusage abgefertigt, alles weitere werde über ihre Anwältin geregelt, ahnen die beiden Türken nicht, daß Wünsch bereits

am Telefon sitzt, um beim Reisebüro DER, Luisenplatz Darmstadt, einen Flug für den Asylbewerber zu buchen. Noch am gleichen Tag wird der Asylantrag an Özcans Anwältin zurückgeschickt, weil die Ausländerbehörde beim Landrat des Main-Taunus-Kreises zuständig sei – dort liegt zwar für Hessen die zentrale Zuständigkeit, Asylanträge entgegenzunehmen, aber die Behörde von Darmstadt-Dieburg wäre verpflichtet gewesen, die Akte selbst weiterzuleiten. So glaubte man, die Hände freizuhaben für das, was am nächsten Tag folgen sollte.

Als die Beamten am Morgen des 14. Juli Ibrahim Özcan abholen, bietet sich der Bruder als Begleiter und Dolmetscher an. Dies wird ihm verwehrt. Er könne aber gegen Mittag in die Ausländerbehörde kommen, um endgültig zu erfahren, in welche Gemeinschaftsunterkunft Ibrahim gebracht werde. Um 12 Uhr im Amt weiß scheinbar niemand nichts. Es ist Mittagspause, und er solle morgen wieder vorsprechen. Am Nachmittag gelingt es der Anwältin nach einiger Mühe, Wünsch ans Telefon zu bekommen. Ihr Mandant ist bereits in der Luft. Die Fälle kenne er, sagt der Amtmann; spätestens in vier Wochen sei der Türke mit neuem Paß wieder da.

Bis heute gibt es weder eine amtliche Abschiebeverfügung noch eine schriftliche Begründung der Behörde, sondern lediglich ein Schreiben von Wünsch an die Anwältin, in dem er behauptet, es habe einen anonymen Hinweis gegeben, »daß sich ein türkischer Staatsangehöriger namens Ibrahim Özcan illegal in Ober-Ramstadt.. aufhalten soll«. Eine »Ausländerzentralregisteranfrage« habe am 14. Juli ergeben, daß Özcan nicht erfaßt, also illegal, sei. Daraufhin habe man ihn festgenommen und abgeschoben.

Ähnlich argumentieren inzwischen die politischen Verantwortlichen, nachdem der ganze Fall aufgeflogen ist. Landrat Hans-Joachim Klein (SPD), ehemaliger Olympiaschwimmer, räumt ein, daß die Abschiebung zu Unrecht erfolgt sei. Es habe »Versehen«, »atmosphärische Probleme« und »Fehler im System« seiner Ausländerbehörde gegeben. Unter dem Dutzend Beamter habe einer vom anderen nichts gewußt. Keinesfalls habe es sich um einen bewußten Rechtsbruch gehandelt und schon gar nicht sei das die gängige Praxis. Kleins Pech ist es, mit einem grünen Stellvertreter gestraft und zum falschen Zeitpunkt in Urlaub gefahren zu sein. Kraft seines Amtes stellte Erster Kreisbeigeordneter Manfred Bäurle (Grüne) die Akte Özcan sowie sämtliche Abschiebevorgänge der beiden letzten Jahre von Darmstadt-Dieburg sicher und bestätigte vor der Presse, daß Amtmann Wünsch persönlich den Abschiebeflug gebucht hatte, und zwar einen Tag vor der angeblichen Überprüfung eines angeblichen anonymen Hinweises.

Wünsch hatte zunächst geleugnet, Ibrahim Özcan jemals zu Gesicht bekommen zu haben. Definitive Aussagen der beiden Brüder – Ibrahim identifizierte ihn anhand einer Fotografie, die ihm bei der Prozeßeröffnung in Izmir vorgelegt wurde – füllten die Erinnerungslücke. Dieser Mann hat das Grundrecht auf Asyl wissentlich ins Gegenteil verkehrt: Der Schutzsuchende wird seinen Verfolgern ausgeliefert. Wünsch wird sich vor Gericht wegen Verschleppung (§234a StGB), Freiheitsberaubung (§ 239), Rechtsbeugung (§ 336) und Urkundsunterdrückung (§ 274) zu verantworten haben. Behördenintern läuft ein Disziplinarverfahren. Der Landrat hat einen Untersuchungsausschuß beauftragt, die Praxis der Ausländerbehörde zu überprüfen. Um die öffentliche Kritik zu besänftigen, schickt die SPD ihren früheren Kultusminister Karl Schneider als Prozeßbeobachter nach Izmir. Vom ersten Termin kam Schneider mit der originellen Erkenntnis zurück, das Verfahren genüge rechtsstaatlichen Grundsätzen, was nicht nur vom Landrat sondern auch von der FAZ dankbar aufgegriffen wurde.

Seit dem Bekanntwerden des amtlichen Kidnappings sammeln sich in Darmstadt Informationen über Abschiebungen, die nach genau demselben Muster durchgeführt wurden.

Der Jugoslawe F. Maliqi stellte einen Antrag auf Asyl, weil er als Angehöriger der diskriminierten albanischen Minderheit im Kosovo bei einer Rückkehr Repressalien befürchtete. Seine Akte in der Justizvollzugsanstalt schließt mit dem Vermerk: Entlassen an Ausländerbehörde zur Verbringung nach Schwalbach (Sammellager für Asylsuchende in Hessen). Nach Darstellung der Wünsch-Behörde soll Maliqi am 3.4.87 während der Fahrt seinen Antrag zurückgezogen haben. Die Beamten brachten ihn schnurstracks zum Rhein-Main-Flughafen.

B. Mihajlovic, ebenfalls Jugoslawe, der während seiner Haft Asyl beantragte, wurde am 17. Juli 87 aus der Haft entlassen. Mit einem Polizeifahrzeug nahmen ihn zwei Polizisten und ein Sachbearbeiter der Ausländerbehörde in Empfang, um ihn angeblich nach Schwalbach zu bringen. Auch er kam dort nie an, sondern erhielt zwangsweise den Freiflug nach Jugoslawien. Beide Flüge müssen bereits vor der Entlassung aus dem Knast gebucht worden sein.

Bei den Abschiebe-Profis von Darmstadt-Dieburg und sicher nicht nur dort kommen Skrupellosigkeit, Erfahrung und »Sachkunde« zusammen. Sie wissen, wie man fehlende Sprachkenntnisse, mangelhafte Rechtsvertretung und die Hilflosigkeit ihrer Opfer ausnutzt. Rund hundert Fälle von Abschiebungen während der letzten zwei Jahre, die der Grüne Bäurle in den Akten fand, müssen aufgearbeitet werden. Daß eine Behörde, der sogar unter Angehörigen des öffentlichen Dienstes, wie jetzt zu hören ist, ein übler Ruf anhaftet, diesem Leumund über Jahre ungestört gerecht werden kann, zeigt, daß es an der direkten Verantwortung des Landrats nichts zu deuteln gibt.

Bürgerliche Spitzenpolitiker geben heute rassistische Tiraden von sich, um sich morgen scheinbar wieder zu mäßigen – je nach Bedarf und wahlkampfpolitischer Opportunität. Der Apparat funktioniert.

Konkret 10/87, S. 28

**Günter Amendt**

# Die Contra Connection

**Während seiner Anti-Drogen-Kampagne setzte Reagan das Gerücht in die Welt, die Sandinisten seien in den lateinamerikanischen Kokain-Handel verwickelt. Sogar Umschlagplätze und Transportwege seien bekannt. Wie auch nicht? CIA-Leute selbst hatten schließlich geholfen, sie anzulegen. Die Dollars aus dem Geschäft kassiert nicht die Regierung in Managua, sondern die Contra in Miami. Günter Amendt war in Nicaragua. Er berichtet über die Drogensituation im Land**

Es gibt offenbar kein Verbrechen, vor dem die Sandinisten nicht zurückschrecken. »Das ist ein gesetzloses Regime.« So sprach der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, nachdem er sich selbst an die Spitze der Propagandaschlacht gegen die Sandinisten-Regierung in Nicaragua gesetzt hatte. Schließlich verstieg er sich zu dem Bekenntnis: »Ich bin ein Contra«

Eindringlich hatte er sich in seiner Fernsehrede vom März 1986 direkt an die Eltern des Landes gewandt: »Ich weiß, alle amerikanischen Eltern, die über das Drogenproblem beunruhigt sind, werden zutiefst empört sein, wenn sie hören, daß höchste Regierungsmitglieder Nicaraguas tief im Drogenhandel verstrickt sind.«

Diese Ansprache war genau kalkuliert. Sie fiel in die Mobilisierungsphase des geplanten Kreuzzuges gegen Drogen und wie so oft vorher, wenn Reagan gegen ein Nachbarland zu Felde zieht, war das Beweismaterial äußerst dürftig. Verwundert rieb sich das Fernsehpublikum die Augen, als ihm ein verschwommen unscharfes Foto vorgeführt wurde, zu dem der Präsident die Bildlegende sprach. Das Foto zeige die Abwicklung eines Kokaindeals auf einem Flughafen außerhalb Managuas. Mindestens einer der Akteure sei, so Reagan, ein nicaraguanischer Regierungsbeamter.

Vom Fotografen, dessen Name mal mit Barry, mal mit Barney Seal angegeben wird, weiß die US-Presse nur so viel zu berichten: Seal war in einen großen Deal verwickelt. Er soll mit Beamten des Weißen Hauses zu einem *agreement* gekommen sein, das ihm Haftverschonung versprach, wenn er im Gegenzug für US-Behörden arbeite.

Kaum hatte Contra Reagan seine Ansprache beendet, wurde er auch schon gekontert. In der »New York Times« meldeten sich Mitarbeiter der DEA zu Wort und behaupteten, an der ganzen Geschichte sei nichts dran. Ein Verwirrspiel.

Überhaupt: Läuft die ganze Geschichte nicht sowieso umgekehrt? Bisher war doch immer nur die Rede von einer Contra-Connection. Eben. Deswegen holte Reagan ja zum propagandistischen Gegenschlag gegen die Sandinistenregierung aus. Diese Strategie der Desinformation baut darauf, daß die Mehrheit der US-Bevölkerung bis heute nicht genau weiß, wo *dieses fucking* Nicaragua eigentlich liegt, *who the hell* da unten gegen wen kämpft und auf welcher Seite wir eigentlich stehen. Nicaragua, das heißt trou*ble.* Drogen, das heißt *trouble.* Nicaragua und Drogen, das ist *trouble* in Potenz. Das soll hängenbleiben, und das bleibt auch hängen.

In der Medienzeitschrift »Columbia Journalism Review« wurde der Weg von Reagans »Argument« in die US-amerikanischen Massenmedien rekonstruiert.

Erst war es ein Gerücht, herumgereicht und weitergegeben in rechtsradikalen Zirkeln der US-Hauptstadt. Dann tauchte es in einem Artikel der »Washington Times« auf, wanderte von dort in geistesverwandte Blätter und Blättchen und sickerte schließlich in als seriös geltende Medien wie die »New York Times« und die »Los Angeles Times« ein. Auch die Nachrichtenprogramme von NBC und CBS nahmen die Geschichte auf.

Nun gilt aber die »Washington Times«, publizistischer Ausgangspunkt der Kampagne, nicht nur als rechtsradikales Blatt und Organ eines ans Pathologische grenzenden Antikommunismus, auch die Eigentümer des Blatts stehen in einem Ruf, der sie normalerweise nicht zitierfähig macht. Das Blatt gehört der Moon-Sekte. Kein Grund für die Großmedien, nicht trotzdem einzusteigen.

Hier wird ein seit langem bekanntes Muster wieder erkennbar. Auch die Kampagne gegen die Volksrepublik China Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre auf dem Höhepunkt des Vietnamkrieges, nahm ihren Ausgang bei einer obskuren Sekte. Wie Kuba und Nicaragua heute, warf man damals China vor, Drogen anzubauen, zu verarbeiten und auf den internationalen Markt zu schleusen. Jeder wußte, woher das Zeug tatsächlich kam, denn UN-Experten gaben übereinstimmend das Länderdreieck Birma, Thailand und Laos als Quelle an.

Die Kampagne nahm ein überraschendes Ende, als sich die Nixon-Administration entschloß, die Volksrepublik China globalstrategisch neu zu bewerten. China und die USA nahmen diplomatische Beziehungen auf, die Vorwürfe verstummten, das Gerücht erlahmte, die Kampagne brach zusammen.

Nun beschäftigt sich die US-Öffentlichkeit erneut mit der Nicaragua-Connection. Auslöser des wiedererwachten Interesses ist der Iran-Contra-Skandal. Diesmal konzentrieren sich die Medien gleich auf die Contra, jetzt wird öffentlich, was als Fakt längst hätte bekannt sein können, wenn die US-Medien sich früher dafür interessiert hätten. Die Contra steckt drin. Tief drin.

Die Wirkung von Reagans Rede war kaum verklungen, da tauchte die Meldung auf, ein gewisser Adolfo Chamorro sei von den Behörden Costa Ricas des Landes verwiesen worden. Gegen ihn werde wegen Drogenhandels ermittelt. Der Mann ist auch ein Anführer der Contra.

Und dann meldet sich aus Honduras Leonardo Zeledon. Er hatte sich 1982 von der Contra-Organisation FDN, deren Gründungsmitglied er war, getrennt. Jetzt beschuldigt er Mitglieder der FDN-Führung des Handels mit illegalen Drogen.

Nicht immer läßt sich die Verbindung von Konterrevolution und Drogenhandel so direkt herstellen wie im Falle des Julio Zavala. Dem steckten Bundesfahnder einen Packen Dollarnoten wieder zu, den ihm Beamte der Polizei von San Francisco gerade abgenommen hatten. Übergeordnete Interessen! Julio Zavala kannte den Zaubercode. Die Narco-Dollars gehören der Contra, erklärte er den Beamten. Das reichte.

Es ist mittlerweile allgemein bekannt und wurde in den US-Medien oft genug beschrieben: Kokainlieferungen werden auf ihrem langen Weg von Bolivien über Kolumbien in die US-amerikanischen Verteilerzentren über geheime Flugpisten in Costa Rica geleitet. Die CIA weiß, daß diese Pisten von der FDN unterhalten und betrieben werden. Überwacht werden die Transaktionen von exil-kubanischen Schweinebucht-Veteranen. Die sind dem FBI wiederholt aufgefallen.

In seinem Buch »Flying High« läßt Wayne Greenham einen ehemaligen CIA-Mann als Augenzeuge zu Wort kommen: »Selbst die superkonservative Guerilla in Nicaragua, welche die Sandinisten-Regierung bekämpft, hat Landepisten in Urwaldgebiete geschlagen und erlaubt Drogenflugzeugen, dort zu landen, aufzutanken und wieder abzuheben. Die CIA selbst hat beim Bau dieser Pisten geholfen und zwar wissend, daß Flugzeuge aus Kolumbien mit Bestimmungsorten in Texas oder Kalifornien dort landen würden.«

Bekannt sind aber nicht nur die Transportwege, bekannt sind auch die Transporteure und Finanziers. Der als Boß eines Multimillionen-Dollar-Rings registrierte Drogenhändler Norwin Meneses Canterero gilt nach Erkenntnissen des FBI auch als Finanzier und Organisator des kalifornischen Ablegers der Contra-Organisation FDN. Mindestens sechsmal traf Canterero mit Topleuten der Contra zusammen, drei seiner Angestellten waren FDN-Mitglieder und einer von ihnen, der FDN-Vertreter in San Francisco, wurde 1985 des Drogenhandels überführt.

Die US-Regierung versucht erst gar nicht, diese Presseberichte zu dementieren. Es gibt auch nichts zu dementieren, denn alle Vorwürfe stützen sich auf Polizeiberichte und Gerichtsurteile sowie eigenständige Recherchen der US-Medien.

Die Contra-Lobby rechtfertigt die unsauberen Geschäfte ihrer Schützlinge mit einer Notstandssituation. Irgendwoher müssen die Waffen ja kommen, mit denen die Contra ihren Stellvertreterkrieg gegen Nicaragua führt. Es liege am Senat und am Kongreß in Washington, die Mittel dafür freizugeben. Das wäre eine saubere Lösung, denn dann wären die Contra-Banden auf den Drogenhandel nicht länger angewiesen. Nicht anders argumentieren DEA und CIA im Falle der Afghanistan-Connection .

Und die Sandinisten? Gegen sie liegt nichts Handfestes vor. Dabei wäre ich nicht einmal überrascht, wenn eines Tages doch beweiskräftig nachgewiesen würde, daß Bürger des befreiten Nicaragua sich als Drogenhändler betätigen. Und es muß dann nicht einmal eine Falle sein.

Nicaragua befindet sich im Kriegszustand, seine Grenzen sind nicht überall unter Kontrolle, und es bewegen sich Leute im Land, die nicht nur kapitalkräftig sondern auch offen für die Machtfrage sind. Die ist für sie noch lange nicht entschieden. Bis dahin verschafft ihnen die »gemischte Wirtschaft« einigen Spielraum zur Abwicklung aller möglichen Geschäfte.

Der Leiter des Krankenhauses »Carlos Marx« in Managua, ein Arzt aus der DDR, sieht das ähnlich. Man könne nicht ausschließen, sagt er, daß Kokain vorhanden sei und konsumiert werde: »Hier können sich einige wenige noch sehr viel leisten.« Noch, sagte er. Von einem Drogenproblem könne man aber nicht sprechen: »Wenn es ein Drogenproblem gäbe, wir wüßten es.«

Ich bin nicht mit dem Ehrgeiz nach Managua gegangen, etwas zu enthüllen, was die Enthüllungen der US-Medien überbieten könnte oder auch nur um eine weitere Enthüllung bereichern würde. Dazu fehlten mir die Zeit und die materiellen Mittel. Wie in Havanna habe ich auch Managua durchstreift auf der Suche nach einem Drogenmarkt. Es ist nicht einfach, sich in Managua zurechtzufinden. Das Erdbeben kurz vor der Revolution hat Managua zu einer Hauptstadt ohne Zentrum gemacht. Es fällt schwer, sich zu orientieren. Mal erscheint die Stadt winzig, dann dehnt sie sich plötzlich aus, kriecht die Hügel hoch und verschwindet in einer Talsenke.

Ich bin viel herumgekommen, und ich habe viel Elend gesehen. Ich habe mit Leuten gesprochen, die die Stadt kennen und sich für das interessieren, was auch mich interessierte. Einer, der seit Monaten in der Stadt lebt, ein Deutscher, der Spanisch fließend spricht, einer, der mehr als Ethno-Tourist denn als Aufbauhelfer unterwegs ist, auch wenn er sich gelegentlich in Projekte »einklinkt«, wie er sagt, hat die Drogensituation in der Stadt so zusammengefaßt, wie ich sie selbst und die meisten meiner Gesprächspartner wahrgenommen haben: »Heroin. Nie gesehen. Koks. Soll es geben. Marihuana. Gibt es, aber eine Randerscheinung. Alkohol und Alkoholiker. Reichlich. Muchas problemas«. Aber, von den Alkoholläden

abgesehen, einen Drogenmarkt gibt es nicht in Managua, auch keine Drogenszene wie man sie in vergleichbaren lateinamerikanischen Städten antrifft.

Kurz vor der Weiterreise bin ich dann auf ein Dokument gestoßen, das mich auf der Spur hielt: Das *logbook* des Eugene Hasenfus.

Dem Söldner im Dienst der CIA wurde in Managua gerade der Prozeß gemacht. Unter anderem ging es auch um ein Bordbuch, das im Wrack seiner heruntergeholten Maschine gefunden und beschlagnahmt worden war und nun als Beweismittel in den Prozeß eingeführt wurde. Aus den Eintragungen ins Bordbuch und den Einlassungen von Hasenfus vor Gericht stellte die Tageszeitung »El Nuevo Diario« eine Liste all jener Stützpunkte und Militärbasen zusammen, die Hasenfus und seine Söldnerkollegen regelmäßig ansteuerten, um Waffen aufzunehmen oder abzuladen. Waffen für die Contra, in mindestens 240 Einsätzen zusammengetragen und kreuz und quer über die nördliche Halbkugel transportiert, um die Spuren zu verwischen. Zu den Flugzielen der geschäftigen Airline gehören unter anderen: Honduras, Kolumbien, Costa Rica, El Salvador und Guantanamo, der US-Stützpunkt im Süden Kubas, aber auch die Bundesrepublik Deutschland, Italien, Zypern und Großbritannien. Und selbstverständlich auch diverse Pisten und Flughäfen in den USA.

Unabhängig davon, aber zufällig zeitgleich, wurde in Washington die Einladungsliste einer Botschafterkonferenz veröffentlicht. Der Präsident rief die Botschafter aus 19 Ländern zusammen, um mit ihnen die Strategie im Kampf gegen den internationalen Drogenhandel festzulegen. Unter den Eingeladenen sind auch die Botschafter jener Länder, die den Waffentransporteuren der CIA Start- und Landerechte gewähren. Und immer taucht in diesem Zusammenhang der Name einer Fluggesellschaft auf, deren Aktivitäten weit in die 60er Jahre zurückreichen.

»Southern Air Transport«, zugelassen in Miami/Florida, hat in der Tat eine bewegte Firmengeschichte. Wie alle großen Unternehmen hatte auch dieses seine Krisen. In den siebziger Jahren schrumpfte die Fluggesellschaft zu einem Miniunternehmen, das gerade noch neun Angestellte beschäftigte, darunter nicht einen, der fähig gewesen wäre, ein Flugzeug zu steuern. Heute hat das Unternehmen allein 96 Piloten auf seiner Gehaltsliste.

Ihre Wiedergeburt verdankt die Airline den Waffenlieferungen an den Iran und den Versorgungsflügen für die Contra. Auftraggeber sind das Pentagon und die »Junta« im Weißen Haus. »Newsweek« nannte das Unternehmen »die Fluggesellschaft von Ollie North's unsichtbarer Regierung.«

Von 1960 bis 1973 war die Fluggesellschaft Eigentum der CIA. Da war doch was? Erinnerungen kommen hoch an tote amerikanische Soldaten, denen man in Saigon vor der Überführung in die Staaten den Brustkorb öffnete und mit Heroin vollstopfte. In den USA wurden die Leichen geöffnet und ein zweites Mal ausgenommen. GIs brachten die Drogenfahnder auf die Spur dieser makabren Heroin-Container. Der Stoff kam aus dem »Goldenen Dreieck«, die CIAirline »Southern Air« transportierte ihn zur Weiterverarbeitung in die Leichenschauhäuser von Saigon. Das war damals. In Vietnam. Und heute, in Nicaragua? Ob Eugene Hasenfus in seiner C-123, die über Nicaragua abgeschossen wurde, neben Waffen auch Drogen transportierte, ging aus den Prozeßberichten nicht hervor. Ein Mitarbeiter des bundesdeutschen Entwicklungsdienstes (DED), den ich im Norden Nicaraguas traf, meinte nur lapidar: »Glauben Sie, die fliegen leer in der Gegend rum, wenn sie ihre Waffen abgeladen haben.«

Ich glaube gar nichts, ich weiß nur aus den Berichten von US-Zeitungen daß die Maschine, in der Hasenfuß saß 1983 von der US-Airforce ausgemustert wurde. Im Auftrag der US-Drogenbehörde DEA wurde sie von jenem Barry oder Barney Seal übernommen, der zu Reagans Fernsehansprache das verschwommene Bildmaterial lieferte.

Erst die Iran-Contra-Affäre hat in den USA eine Informationsschleuse geöffnet, durch die nun über Jahre zurückgehaltene Informationen in die Öffentlichkeit fließen. Das wirft ein bezeichnendes Licht auf den vielgerühmten Enthüllungs-Journalismus in den USA. Enthüllt wird erst, wenn es politisch opportun erscheint.

Jetzt häufen sich die Enthüllungen. So wird sich wohl eines Tages auch herausstellen, ob die Contra hinter dem geplanten Bombenattentat stand, mit dem der US-Botschafter in Costa Rica, Lewis Tambs, aus dem Weg geräumt werden sollte. Im Zuge seiner Ermittlungen ist der US-Senat auf Dokumente gestoßen, die zumindest ein plausibles Tatmotiv offenlegen. Zum einen sei es, wie Reuter, AP und AFP berichten, um eine Million Dollar gegangen, die kolumbianische Drogenhändler auf den Kopf des Diplomaten ausgesetzt hatten. Tambs hatte ihnen als früherer US-Botschafter in Bogota schwer zu schaffen gemacht. Zum andern habe die Absicht bestanden, das Attentat der sandinistischen Regierung in Managua in die Schuhe zu schieben.

Das paßt zur Enthüllung der »Los Angeles Times«, die im Juli 1987 von der Aussage eines Drogenhändlers und Geldwäschers vor einem Senats-Unterausschuß in Washington berichtet. Insgesamt zehn Millionen Dollar habe seine Bande, die 75 Prozent des Kokainexports aus Kolumbien in die USA kontrolliert, der Contra spendiert. Der Zeuge gab an, die Spende an CIA-Agenten in Honduras und Costa Rica weitergeleitet zu haben.

Vor demselben Senats-Unterausschuß berichtet zwei Wochen später ein Jorge Morales, er habe sich 1983 erstmals mit Führern der Contra in Miami getroffen und vereinbart, ihnen im Tausch für Drogen Frachtflugzeuge, Hubschrauber und

Waffen zu besorgen. Einige seiner Kontaktleute hätten sich als Mitarbeiter der CIA ausgegeben und ihm Schutz vor Strafverfolgung in den USA versprochen.

Eine endlose Geschichte.

Der Bericht aus Nicaragua ist dem neuen Buch von Günter Amendt entnommen, das in diesem Monat im Konkret Literatur-Verlag erscheint. Titel Der große weiße Bluff. Die Drogenpolitik der USA, 112 Seiten, DM 15, –

Konkret 10/87, S. 32

# Magazin

### SCHRAUBE LOCKER

Wie schnell und einfach der Frieden gefährdet sein kann, bewies sich jetzt wieder einmal: Die US-Streitkräfte haben wegen möglicherweise schadhafter Schrauben rund 1000 ihrer etwa 9000 Panzer vorübergehend aus dem Friedensverkehr gezogen . Die Schrauben wurden unter anderem bei der Montage der Kanonen für die M-60-Panzer verwendet. Brigadegeneral Leo Pigay berichtet vor einem Kongreßausschuss, die vornehmlich aus Japan, Taiwan und Südkorea importierten Schrauben seien auch in zahlreichen anderen Waffensystemen und in der Industrie verwendet worden. Schöne Aussichten.

### LEHRER GEFOLTERT

Nach einer Meldung der IGM-Zeitschrift »Metall« hat die türkische Tageszeitung »Tercüman« türkischen Lehrern in der BRD vorgeworfen, sie würden »schädliches Wissen vermitteln« und müßten deshalb aus dem Schuldienst entfernt werden. Dagegen hat die GEW jetzt Strafanzeige wegen Volksverhetzung, Beleidigung und Verleumdung erstattet. Die Kampagne der türkischen Zeitung kommt nicht überraschend Nur 664 der 2 200 türkischen Lehrer in der BRD unterrichten unter der Aufsicht des türkischen Ministeriums für Nationale Erziehung. Seit Jahren schon mißfällt das dem türkischen Regime. Mehr noch: Wer nicht kuscht, bekommt Schwierigkeiten mit den türkischen Behörden. Konsulatsangestellte weigerten sich, Pässe auszustellen, behielten die Dokumente ein oder bürgerten die Lehrer aus mit der Begründung, sie verleumdeten die Türkei im Ausland. 50 Pädagogen sind bis jetzt von solchen Maßnahmen betroffen. Ohne Paß kann ihnen die Arbeitserlaubnis in der BRD entzogen werden. Mögliche Folgen: Abschiebung in die Türkei, Gefängnis, Folter. Seit 1980 sind in türkischen Gefängnissen 38 Lehrer unter der Folter gestorben.

### AIDS SCHWERELOS

Forschungspolitiker sind einfallsreiche Menschen. Bei nachlassender Sozialverträglichkeit der Raumfahrt muß Riesenhuber sich etwas einfallen lassen. Da ist es AIDS-Forschung im freien Raum. Im deutschen Weltraumprogramm werden im Rahmen der Forschungsarbeiten unter Schwerelosigkeit die Grundlagen zur Gewinnung von Hybridomzellen durch Elektrofusion, zur Züchtung von Lymphozyten sowie zur Gewinnung pharmazeutisch interessanter Produkte in diesen Kulturen geprüft. »Das Fehlen des hydrostatischen Druckes von Sedimentation sowie von Thermokonvektion scheint im Vergleich zu terrestrischen Verfahren die Ausbeuten unter Weltraumbedingungen zu steigern...« Scheint, muß aber nicht. Jedenfalls ganz sicher ist sich Dr. Gebhardt Ziller nicht. Der Staatssekretär ist noch neu bei Riesenhuber. Aber so läßt sich die Raumfahrt viel besser verkaufen.

### *RADIKAIAUER*

Von Winfried Thomsen

*Kohl und Honecker wollen enge Kontakte:*
*Mein Gott, ist das nicht ansteckend?*

*Wer ragt da durchs Ozonloch in das All hinein?*
*Das muß der Riesenminister Forschungshuber sein.*

*Was wird aus den Bauern?*
*Sie müssen ihre Felder nun bei Neckermann bestellen.*

*Die Pershings sind weg, aber Strauß explodiert –*

*das ist das Restrisiko.*

*Hamburg wird wieder regiert. Endlich kommen wieder*
*Wasser und Licht aus der Wand.*

*Aus der Zahl der Teilnahme- und Boykottverweigerer ohne Anschrift und Türschild läßt sich schließen:*
*Mindestens eine Division Russen hält sich illegal im Volkszählungsgebiet auf.*

**VERDIENSTVOLL**

Doktor Theodor Benecke hat das Große Bundesverdienstkreuz gekriegt – nicht allein, sondern»mit Stern«.Umhängen durfte es ihm der bayerische Ministerpräsident. Der eigentlich für den Wohnort Bonn räumlich zuständige Johannes Rau überließ seinem Kollegen aus dem Südstaat das Vorschlagsrecht. Der kennt den Gelehrten nämlich schon länger. Wie lange, geht aus der Laudatio hervor »Dr. Benecke war nach dem Kriege in der Industrie tätig und trat 1953 in den Bundesdienst ein. . .« Als Leiter der Wehrtechnischen Unterabteilung »Luft und Raum«, als Präsident des Bundesamtes für Wehrtechnik und Beschaffung, Geschäftsführendes Vorstandsmitglied der Deutschen Forschungs- und Versuchsanstalt für Luft- und Raumfahrt e.V. und Mitglied des Präsidiums des Bundesverbandes der Deutschen Luft- und Raumfahrtindustrie wirkte er »maßgeblich mit an wichtigen Grundsatzentscheidungen für die Luftfahrtindustrie«. Dabei herausgekommen ist u.a. der Tornado. Maßgeblich mitgewirkt hatte Benecke auch schon früher. Dem Vorgänger Adenauers als Kanzler der Deutschen diente er im Reichsluftfahrtministerium. Referent für »Gleitbomben- und Sonderwaffen«. Das hätte Strauß doch ruhig erwähnen können. War doch auch verdienstvoll.

**BOEDENLOS**

Mitglieder der Arbeitsgruppe Inneres der SPD-Bundestagsfraktion haben sich gelangweilt und sind so auf die Idee gekommen, doch mal in Köln beim Herrn Boeden vorbeizuschauen. Der ist Präsident des Bundesamtes für Verfassungsschutz und hat immer was zu erzählen. Zu befürchten sei, so Boeden, daß im Bereich des linksextremistischen Terrorismus in nächster Zeit wieder verstärkt mit Anschlägen zu rechnen sei. Tag, Ort und Uhrzeit mochte er aber noch nicht verraten.

**EIN BISSCHEN FOLTER**

Daß in Namibia gefoltert wird, ist jetzt gerichtsnotorisch: Vor dem Obersten Gerichtshof in Windhuk gaben Polizeibeamte zu, daß sie Gefangene mißhandelt hatten, um von ihnen Geständnisse zu erpressen. Eines ihrer Opfer war Andreas Johnny Heita. Zusammen mit sieben anderen Personen war er wegen des Verdachts, der SWAPO anzugehören bzw. sie zu unterstützen, festgenommen, in Einzelhaft gehalten und mißhandelt worden.

Ein Hauptmann der Aufstandsbekämpfungseinheit der Polizei COIN hatte Heita, der bei seiner Verhaftung am Arm angeschossen worden war, kurz noch seiner Einlieferung ins Gefängnis den Verband und eine Vorrichtung zur introvenösen Versorgung der Wunde vom Arm gerissen, ihn dann zu Boden geworfen und mit einem Gummischlauch und Fußtritten mißhandelt. Heita gab auch an, mit Elektroschocks gefoltert worden zu sein.

**NUMMERNKAUF**

Aus dem »Sozialmagazin«: »Ein Supermarkt in der niederländischen Stadt Zaandam läßt junge Leute nur noch in Dreier-Gruppen und mit Nummern auf dem Rücken ins Geschäft. Begründung: Der Sport von Jungen und Mädchen der nahegelegenen Schule, sich während der Mittagspause im Supermarkt aufzuhalten – und ab und zu Waren mitgehen zu lassen.«

**AKW**
**»UNGEWÖHNLICH PORÖS«**

Die Betonumhüllung des neuen 1 300 Megawatt-Atomkraftwerks Bellville an der Loire ist »ungewöhnlich porös«. Die Werksleitung führte dies auf die Verwendung von Schwemm-Material aus der Loire zurück. Die Durchlässigkeit sei aber noch immerso gering, daß der Reaktor gefahrlos im kommenden September in Betrieb genommen werden könne.

## DIE WIDERSPRÜCHE VERSCHÄRFEN SICH

Im späten Frühjahr hielten die Bewohner des 29. Bezirks der im nördlichen Kaukasus gelegenen, ihrer Heilquellen wegen berühmten Kurstadt Kislovodsk eine öffentliche Versammlung ab. Die Wahlen zum Stadtsowjet standen bevor. Mit großer Mehrheit wählten sie den Chefarzt des Sanatoriums »Narzan«, Boris Efimov, zum Kandidaten ihres Bezirks. Efimov hatte, zur Zufriedenheit der meisten Bewohner, die Tätigkeit des Deputierten bereits dreimal ausgeübt. Grund genug, ihm nun, zum ersten Mal, auf einer Versammlung neuen Stils durch eine demokratische Willensbildung öffentlich das Vertrauen auszusprechen. Man wollte den Doktor wiederhaben. Doch das ging daneben. Das städtische Parteikomitee lehnte eine vierte Kandidatur Efimovs ab. Die Bewohner insistierten. Das Parteikomitee, in der Widerrede ungeübt, hielt ihnen entgegen, nicht sie, sondern das Betriebskollektiv des Sanatoriums sei für die Aufstellung der Kandidaten zuständig. Dies aber habe Svetlana Gotova vorgeschlagen . Nachfragen der renitenten Bewohner ergaben freilich, daß das Betriebskollektiv die bisherige Tätigkeit der Gotova als Deputierte wenig schätzte und deshalb eine weitere Kandidatur ablehnte. Die Lage schien verfahren; so rief man einen hauptstädtischen Journalisten um Beistand an . Der recherchierte und wurde beim Organisationssekretär ,des Parteikomitees fündig Der Stadtsowjet, so wurde er belehrt, sei ein direktes Abbild der sozialstrukturellen und demographischen Zusammensetzung der Bevölkerung. In Kislovodsk gebe es nämlich 52 % Anteile weiblicher und 48 % Anteile...; 55,2 % Anteile Arbeiter und 44,8 % Anteile Angestellter sowie Angehöriger anderer sozioprofessioneller Kategorien. Gemäß Quotenregelung setze sich also der Stadtsowjet zusammen aus 52 %Anteile... Und da könne man, zum gegenwärtigen Zeitpunkt, die Gotova nicht einfach mit dem Efimov vertauschen . Denn in Kislovodsk, so der Parteisekretär, gelte das sozialistische Prinzip der »qualitativen Zusammensetzung« ('kacestvenn'ij sostav') . Seitdem fragen sich die Bewohner des 29. Bezirks der Kurstadt Kislovodsk, welche Folgen es für den Sozialismus habe, wenn das sozialistische Prinzip des »kacestvennogo sostava« durch das sozialistische Prinzip des »kacestvo sostava«, der »Qualität der Zusammensetzung«, abgelöst würde.

## AMÄRIKA S GRÄT

Eine »nationale Tragödie« konstatiert der US-amerikanische Arbeitsminister William E. Brock Von 3600 getesteten Jugendlichen zwischen 21 und 25 Jahren können 80 Prozent einen Busfahrplan nicht lesen! (Soll ja hierzulande auch nicht von vielen beherrscht werden). Immerhin konnten fast alle ihren Namen schreiben. Nun bietet mittlerweile jede dritte Firma in den USA Lehrgänge an, um Neueingestellten Grundkenntnisse im Lesen, Rechnen und Schreiben beizubringen .

Sieben bis 15 Prozent aller erwachsenen Amerikaner sind Analphabeten, besonders betroffen sind natürlich die Armen. Ein Grund: Die öffentlichen Schulen werden ausschließlich über die örtlichen Grundstückssteuern finanziert. Ergo: Je ärmer die Wohngegend, desto schlechter die Schule, desto schlechter die Bildung.

## RUNDSCHAU FÜRS REVIER

Ein frischer Wind fegt demnächst durch den öden Blätterwald des Ruhrgebiets und des Bergischen Landes Die »RevieRundschau« (RR), gleichzeitig aktuelle Sonntagszeitung und regionale Wochenzeitung, will eine Alternative bieten zu »Bild«, »Waz« und »WZ«.

»Engagiert und liberal« und eine »einzigartige Verbindung von Sport, Kultur, Unterhaltung, Politik und regionalen Problemen«, so charakterisieren die Macher der RR – die vom Essener Klartext-Verlag, von den Wupper Nachrichten und den Ruhr Universitäten kommen, ihr Blatt. Den Optimismus, sich mit einer 80 000 Auflagen starken Sonntagszeitung auf den überfüllten Medienmarkt zu wagen, schöpfen sie aus einer Marktanalyse, noch der jeder vierte »Bild am Sonntag«-Leser mit dem Springer-Blatt unzufrieden ist und auf Alternativen wartet – das waren 65 000 potentielle RR-Leser.

Das Besondere an der »RevieRundschau« Kein großer Medienkonzern, keine Partei und keine Gewerkschaft stehen hinter ihr. Bernt Engelmann, Max von der Grün, Dieter Hildebrand und Elke Heidenreich haben neben anderen ihre Mitarbeit zugesagt.

Seit dem 6. September ist als Vorläufer schon der Sportteil der RR wöchentlich erhältlich; im November wird es die »RevieRundschau« dann als Ganzes geben: 40 Seiten für zwei Mark, und kein Sonntag muß mehr durch BILD-Lügen verdorben sein.

**HÖHERE GEWALT**

Nach dem allgemeinen Gejammer über den Verlauf dieses Nicht-Sommers lag es nur nahe, daß irgendwo irgendjemand die radikalste Konsequenz aus der Misere ziehen würde: Nicht das Wetter war so beschissen, sondern die Wettervorhersage. Wenn man einem Bericht des britischen »Guardian« glauben darf, sollen mehrere Meteorologen des Wetteramtes Dublin gerichtlich wegen einer falschen Vorhersage belangt werden. Angestrengt hat das Verfahren das im Nordwesten Irlands gelegene Seebad Bunderan, das ob der Wettervorhersage hohe Verluste erlitten hatte, weil es eben nicht, wie vorhergesagt, geregnet, sondern den schönsten Sonnenschein gegeben hatte, den die Touristen aus Dublin allerdings nicht im Seebad erleben konnten, weil sie daheimgeblieben waren.

**SITTENRICHTER**

Die »Schwulengruppe Freudenstadt« wird unter ihrem Namen nicht in das Vereinsregister der Kreisstadt im Nordschwarzwald aufgenommen. Der Begriff »schwul« sei für die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung »negativ, abwertend und anstößlich«, entschied das Freudenstädter Amtsgericht. In einer Kleinstadt wie Freudenstadt wirke der Vereinsname auf die Öffentlichkeit »eher provozierend« .

**FRAUEN RAUS & RAN**

Unter dem markigen Motto »Frauen ran an die Technik« will die Deutsche Postgewerkschaft (DPG) für eine Erhöhung des Frauenanteils in technischen Berufen aktiv werden. Die Ausweitung neuer Technologien vernichte zunehmend Frauen-Arbeitsplätze in nicht-technischen Bereichen. Das einzige Gegenmittel zu dieser Entwicklung liege nach Einschätzung der Gewerkschaft in einer Erweiterung des Berufsspektrums von Frauen.

**SCHÄDLINGSBEKÄMPFUNG IN CHILE**

Der Pressedienst der Universität Hamburg macht doch immer wieder Freude. Zitat aus der Mitteilung 36/87 »Seit nunmehr 20 Jahren entsendet die Abteilung 'Amtliche Pflanzenbeschau' des Instituts für Angewandte Botanik der Universität Hamburg auf Wunsch und Kosten des Hanseatischen Verbandes der Fruchtimporteure regelmäßig Mitarbeiter in die Häfen Valparaiso und San Antonio in Chile. Ihre Aufgabe ist es, dort Kernobst, das in die Länder der EG verschifft werden soll, auf möglichen Schildlaus-Befall hin zu untersuchen . Es handelt sich um eine gesetzlich vorgeschriebene Quarantänemaßnahme, die die Einschleppung dieses Schädlings auf europäischen Boden verhindern soll.«

**SQUAW IST CHIEF**

Bei den nordamerikanischen Cherokee-Indianern macht die weibliche Emanzipation auch vor der höchsten politischen Position nicht halt: Erstmals ist jetzt eine Frau Führerin des Stammes. Vor ihrer offiziellen Wahl zum Stammesoberhaupt erfüllte sie schon seit 1985 die verwaltungsmäßigen Führungsaufgaben für die 75000 Cherokee.

**DEUTSCHE ERZIEHUNG**

Ein Schiedsmann des Amtsgerichts Bramstedt verdonnerte einen Türken dazu, hundertmal den Satz zu schreiben »Ich bin ein Türke, ich bin Gast in der Bundesrepublik und will in Zukunft niemanden mehr beleidigen.« Die Anzeige gegen den jungen Türken erstattete ein Deutscher, den der Türke als »Nazischwein« bezeichnet hatte, weil auf seinem Wagen der Spruch stand »Deutschland den Deutschen – Asylantenstop« .

**FRAGWÜRDIG**

Die Weltgesundheitsorganisation {WHO) soll ihre Mitgliedsstaaten dazu aufgerufen haben, »Nahrungsmittel verstärkt durch Strahlenbehandlung haltbar zu machen.« Dies zumindest verbreitet der Pressedienst »Kernenergie und Umwelt«. Im Bundesumwelt- und Atomministerium ist darüber nichts bekannt. Das wiederum hat aber auch nichts zu bedeuten.

## SCHWEDEN HILFT WEITER

Die schwedische Regierung entschied, Vietnam auch in den kommenden Jahren im Gesundheitswesen, in der Energieversorgung, der Waldwirtschaft und der Papierindustrie zu unterstützen.

Schon während der US-amerikanischen Invasion leistete Schweden Vietnam politische und moralische Hilfe. Nach dem Krieg war eines der größten Hilfsprojekte der Aufbau des 1972 von den USA zerstörten Bac-Mai-Krankenhauses in Hanoi, das heute als Forschungszentrum und Ausbildungsstätte für Kinderärzte dient. Auch am Aufbau des Waldwirtschaftsprojektes Vinh Phu und der Papierfabrik Bai Bang, auf die heute 30 Prozent der Papierproduktion Vietnams entfallen, waren Fachleute aus Schweden maßgeblich beteiligt.

## FRÜH GEFREIT USW.

Herz und Schmerz, Ehe und Scheidung – in der Sowjetunion sind alle Liebesangelegenheiten statistisch erfaßt: 70 Millionen Ehepaare gibt es, jährlich werden 2,7 Millionen Ehen neu geschlossen und rund zwei Millionen Verheiratete haben das Eheleben wieder satt und gehen zum Scheidungsrichter. Für die Hälfte der geschiedenen oder verwitweten Männer ist das Single-Dasein doch nicht das Wahre, sie versuchen sich innerhalb von zehn Jahren nochmals im Eheglück. Frauen sind dagegen skeptischer Nur 25 Prozent gehen eine zweite Ehe ein. Skepsis mit Recht, denn von den zweiten Ehen scheitern 75 Prozent mehr als von den ersten. Trotz allem: Frauen und Männer in der Sowjetunion haben es immer eiliger, unter die Haube zu kommen. 80 Prozent der Frauen und 70 Prozent der Männer sind mit 25 Jahren schon verheiratet, vor zwanzig Jahren hatten sich erst 70 Prozent der Frauen und 60 Prozent der Männer in diesem Alter zum Trauschein entschlossen.

## TODESANZEIGEN

Die salvadorianische Tageszeitung »Diario de Hoy« veröffentlichte im Sommer eine Anzeige besonderer Art eine »Todesliste« mit den Namen von 14 Dozenten und Studenten. Ihnen wurde der baldige Tod angedroht. Absender die »Brigada Maximilian Hernández Martinez«, eine der berüchtigsten Todesschwadronen des Landes.

Von der »Brigada« war seit zwei Jahren nichts mehr gehört worden. Daß sie sich jetzt wieder meldete, zeigt, daß extralegale Hinrichtungen in El Salvador weiter ein Problem bleiben. Die »Todesschwadronen«, die nach Erkenntnissen von amnesty international sich aus Angehörigen der regulären Sicherheitskräfte zusammensetzen operieren in Zivil und außerhalb der normalen Befehlsstruktur, werden aber de facto von übergeordneten Offizieren befehligt. Anfang der Achtziger Jahre hatten sie öffentlich die Verantwortung für monatlich Hunderte von Tötungen übernommen. Dabei waren den Morden mehrfach Todeslisten vorausgegangen, die der jetzt im »Diario de Hoy« ähnelten.

Ende Mai 1987 hatte der Weihbischof von San Salvador, Chavez, geäußert »Der Präsident hat eine wichtige Aufgabe: Er muß die Todesschwadronen daran hindern, sich neu zu formieren.« Hat er wohl auch nicht geschafft.

## SCHWANGERSCHAFT IN SCHWABEN

In Stuttgart wird Frauen trotz Indikation eine Abtreibung verweigert. Beratungsstellen berichten mehr und mehr von Frauen, die durch ein »demütigendes» Gewirr von Ärzten mußten und behandelt wurden wie »Verbrecherinnen und Kindsmörderinnen«. Das Indikationsmodell wird so exportiert in Privatkliniken oder nach Hessen, Hamburg und Holland. Allein die Metropole Frankfurt verzeichnet fast genauso viele Schwangerschaftsabbrüche (5000), wie das gesamte Land Baden-Württemberg (6337).

## GESCHÄFTSINTERESSEN

Die US-Bundesstaaten sind nicht verpflichtet, Frauen Arbeitslosenunterstützung zu zahlen, die ihren Job wegen einer Schwangerschaft kündigen. So entschied das höchste US-Gericht in Washington auf die Klage einer Frau aus Missouri, wo entsprechend verfahren wird.

Das Urteil kam wenige Tage, nachdem das oberste Gericht in einem anderen Fall entschieden hatte, daß der Bundesstaat Kalifornien von Unternehmen verlangen kann, Frauen nach Ablauf eines unbezahlten Mutterschaftsurlaubs von höchstens

vier Monaten wieder einzustellen, es sei denn, dem stünden wichtige Geschäftsinteressen entgegen.

**KARRIERE MADE IN USA**

Er heißt Gordon McClay. Brigadegeneral der US-Army. Ein Washingtoner Führungszeugnis bescheinigte ihm »nationales Pflichtempfinden, Akkuratesse in der Ausbildung, Flexibilität im Einsatz.« Das trifft zu. Nationales Pflichtempfinden bewies er in Vietnam er war an der Zerstörung von 22 Dörfern im Umkreis des damaligen Saigon, heute Ho-Chi-Minh-Stadt beteiligt. Akkuratesse bewies er in den Trainingslagern von Florida, wo er Killerkommandos gegen Kuba und Teile der Schnellen Eingreiftruppe unter seiner Regie hatte. Flexibilität beweist er gegenwärtig in Atlanta (Bundesstaat Georgia), wo er Contras für subversive Aktionen gegen Nicaragua vorbereitet. Ein Geheimnis ist das nicht. In einem CBS-Interview prahlte er »Jeder der Jungs ist eine Trumpfkarte, ein As.«

**WEISSER KREIS À LA CHIRAC**

Ein gutes halbes Jahr nach der »Liberalisierung« des französischen Mietgesetzes sind in der Hauptstadt Paris Anhebungen von mehr als 350 Prozent bei den Mieten keine Seltenheit mehr. Mit der Aufhebung der Mietpreisbindung für 150 000 Wohnungen ist es unmöglich geworden, unter 3000 Francs eine Ein-Raum-Wohnung zu finden. Im gleichen Zeitraum verdienten aber über zwei Drittel der französischen Gehaltsempfänger weniger als 7620 Francs. Es sei heute praktisch ausgeschlossen, sich in Paris niederzulassen, schreibt die Zeitung »Le Monde«.

**KONSEQUENZ:**

Aus »Blitzlicht«, einer Westberliner Knastzeitschrift: »Anfang August haben sich 78 hohe Beamte des Weißen Hauses in Washington einem freiwilligen Drogentest unterzogen. Es wurde einwandfrei bewiesen, daß sie keine Drogen mehr brauchen. Die sind schon so.«

**VIDEOFRONT**

»Videofront«, der Videoverleihkatalog der Medienwerkstatt Freiburg, ist in erweiterter Auflage erschienen. Er stellt neue Dokumentarvideos zu politischen, kulturellen und sozialen Themen vor zur Ökologie- und Anti-AKW-Bewegung, Friedensbewegung, Zentralamerika, Jugendbewegung, Repression, Faschismus. Für eine Schutzgebühr von acht DM ist der Katalog zu beziehen über die Medienwerkstatt Freiburg, Konradstraße 20, 7800 Freiburg.

**IMMER WIEDER ATOM**

Mit Hilfe eines Gutachtens des Bundesministers für Wirtschaft konnte es jetzt mal wieder nachgewiesen werden: Atomstrom ist teurer als jeder anders gewonnene Strom. Bei einem Vergleich liegen die durchschnittlichen Strompreise in Ländern mit Atomenergie für die Industrie um 23 und für die Haushalte um 17 Prozent höher als in Ländern ohne Atomkraft. Damit sich die atomaren Stromfabriken auch rentieren, haben sie eine Arbeitsausnutzung von 83 Prozent. Die mit Öl betriebenen E-Werke aus den 70er Jahren hingegen stehen bei einer Arbeitsausnutzung von 4,5 Prozent – dies entspricht ungefähr einer Betriebsdauer von 16 Tagen im Jahr – ziemlich nutzlos herum.

**FOLTER. DIESMAL: TÜRKEI**

Damit eines Tages nicht wieder die unwissenden Gesichter gezogen werden müssen. K. Gökdemirs »Danke, mir geht es gut – Gefoltert in türkischen Gefängnissen« präsentiert genau das, was der Titel angibt: Folter in einem Land, in dem, auch im September, das Militär putschte und das jetzt, noch neuer Verfassung, einigen schon wieder als Demokratie gilt. »Danke, mir geht es gut« sagen in diesem Land die Gefolterten immer wieder ihren Peinigern, wenn sie nach ihrem Befinden gefragt werden. Denn ginge es ihnen schlecht, dann ginge es ihnen bald noch schlechter. Der Bericht ist erschienen beim AJZ Verlag in Bielefeld, hat 188 Seiten und kostet 15,- DM

**VIDEO MACHT´S**

Den Tatort schon dreimal gesehen? Der Western auch nicht mehr neu? Ein Glück: Der Videorecorder – jeder dritte Deutsche benutzt ihn – schafft Alternativen, ohne sich aus dem Fernsehsessel erheben zu müssen. Kino dagegen ist out.

Mit 850 Millionen Mark haben im vergangenen Jahr die etwa 5000 Videotheken hierzulande den Kartenumsatz der bundesdeutschen Kinos (785 Millionen Mark) erstmals übertroffen. Für 1987 rechnet der Videokassettenhandel gar damit, daß die elf Millionen Kunden den Umsatz auf 900 Millionen Mark steigern werden . Immerhin kann der typische Videothekenbesucher – er ist männlich, jünger als 40 Jahre, hat Abitur und lebt nicht allein – in diesem Jahr unter 7500 neuen Titeln wählen. Die meisten der großen bundesdeutschen Videoverleiher sind Tochtergesellschaften der US-amerikanischen Filmgesellschaften und bedienen sich derer Filmproduktionen . Die anderen Verleihfirmen müssen tief in die Tasche greifen, denn oft werden Video-Rechte schon teurer bezahlt als die Kino-Rechte.

Der Münchner Video-Verleiher VCL sorgte sich indes um die Vollendung des Video-Genusses in den deutschen Wohnzimmern Mit »Chio Chips« vereinbarte VCL einen gemeinsamen Vertrieb. Künftig wird in den Videotheken neben den Kassetten auch ein Ständer mit Knabber-Artikeln zu finden sein, die wiederum mit Werbung für Video-Filme bedruckt sind. Fehlt nur noch Flaschenbier.

## EINE DENKWÜRDIGE MELDUNG

Die bundesdeutsche Nachrichtenagentur dpa vermeldet aus London: »Die britischen Schlachterfamilien bekommen erheblich mehr Jungen als Mädchen und unterscheiden sich dadurch deutlich von den britischen Durchschnittsfamilien. Britische Ärzte vermuten als Grund, daß die Metzger mehr Fleisch von Tieren essen. die mit männlichen Hormonen behandelt worden sind. Drei Ärzte aus Dundee verweisen auf die Veränderungen in den Geburtsraten, die sich parallel zum veränderten Wachstumshormoneinsatz bei der Züchtung von Schlachtvieh ergeben hatten. Im Jahre 1978, als in Großbritannien noch weibliche Hormone zur Beschleunigung der Gewichtszunahme bei Rindern verwendet wurden, hatten die Metzgerfamilien nur 98 Jungen bei 100 neugeborenen Mädchen bekommen. In Zeiten, in denen noch keine Hormone eingesetzt worden seien, hatten die Metzgerfamilien sich im Geburtenverhältnis zwischen Jungen und Mädchen kaum von der britischen Gesamtbevölkerung unterschieden.« Jetzt aber liege es bei 121 Jungen auf 100 Mädchen.

## FOTOS SIND NICHT ALLES

Der Katalog des Fotoforums Bremen e. V. »Pioniere der Kamera, Das erste Jahrhundert der Fotografie, 1840-1900« (300 Seiten, 450 Abbildungen, 39,- DM) zeigt ausschließlich Bildmaterial aus der Sammlung Robert Lebeck, die zwar als eine der umfangreichsten dieser Art gilt, einem aber auch die ästhetischen und historischen Schwerpunkte Lebecks aufzwingt. Auch der einzige Text im Katalog befaßt sich mit dem Leben Lebecks und seiner Familie und gibt eher Aufschluß über die Zahl der Lebeckschen Kinder, als über die Fotogeschichte und die damals angewendeten Verfahren wie Calotypie oder Daguerreotypie. Man muß sich fragen, ob die vier Seiten Text über den Sammler der Preis für die Bilder waren.

Neben den Fotografien ist eine Liste der Fotografen und eine knappe Zeittafel mit das Beste und bietet etwas an Information. So erfährt man aus der Zeitübersicht, daß Verfolgung von Aufmüpfigen mittels Fotos nicht neu ist. »1871: Die Kommunarden in Paris lassen sich bei den Barrikaden fotografieren; aufgrund der Aufnahmen werden einige unter den Aufständigen identifiziert und strafverfolgt.«

## KENNEN WIR DOCH!

Das südafrikanische Regime fühlt sich bedroht durch Pablo Neruda, Agostinho Neto, James Baldwin, Wladimir Majakowski, Victor Jara, Bertolt Brecht, Arthur Miller, Tennessee Williams und andere Autoren, die sich auf dem kürzlich neu überprüften Index Pretorias wiederfinden.

## WILDER ZWEITER BAND

Es geht also weiter. Nach »Some Like it Hot« legt der Europaverlag mit »Das Apartment« den zweiten Band in der Reihe vor, in der die Filme von Billy Wilder erscheinen sollen. Die 216 Seiten kosten 29,80 DM, und sie vermitteln Seite für Seite jenes Raffinement der Leichtigkeit, das die Filme Wilders auszeichnet. Und wie hört dieser im Drehbuch auf? So »Bud teilt die Karten aus, ohne den Blick von ihr zu wenden. Fran legt den Mantel ab, nimmt dann die Karten auf und beginnt sie zu ordnen. Bud, mit glücklichem Gesichtsausdruck, gibt... und gibt... und hört nicht auf zu geben. Und das war's dann wohl, handlungsmäßig.«

**WENZEL; HANS – ECKARDT**

Was sollen wir diesmal über ihn sagen? In KONKRET ist halt über den DDR-Lyriker schon geschrieben worden, als bei Weltkreis wohl noch niemand so recht daran gedacht hat, seine furiosen Texte und zärtlichen Gedichte zu veröffentlichen, wie es nun immerhin mit dem neusten Band, »Antrag auf Verlängerung des Monats August«, geschehen ist, der im Spätherbst des vergangenen Jahres bereits im Mitteldeutschen Verlag in Halle erschienen war. Deshalb eine Probe aus diesem Band, der in der DDR 8,50 Mark, hierzulande 16 DM kostet. »Selbstbildnis vor einem Teller Buchstabensuppe« heißt das Gedicht:

Im Teller das Alphabet. Voller Melancholie
Löffle ich germanistische Eierteigwaren.
OPA VOTZE USA ANARCHIE –
Beliebte Semantik seit meinen Kinderjahren.

Eine Suppenfirma bewegt die Kulturgeschichte:
Wir bieten ihnen konkrete Poesie,
Eßbares Stabilbaukastenprinzip für Gedichte,
für jeden verständlich, das gabs noch nie.

Rindfleischstückchen und Worte schweben
Zum Munde, mein Dank gilt dem Vaterland.
Die schönsten Formulierungen kleben
Wie Fliegen auf dem Tellerrand.

Mutter, die du mir mit gelben Knödeln
Rund gemacht hast mein Kindergesicht,
Sieh mich schluckend meine Zeit vertrödeln,
Mit vollem Munde spricht man nicht.

Am besten schmeckt mir das NEIN,
Obwohl viel länger als das JA
Schlinge ich es in mich hinein,
Wie es Baal einst liebte, als er aß und war da.

So puzzelt unsereins mit viel Mühe
Einige leichtverdauliche Sentenzen
Aus der gegenwärtig fettigen Brühe
Voller Dokumente von Konferenzen

Am besten sieht man, wenn was fehlt,
Die Misere in den sehr flachen
Tellern, wenn man die X nachzählt
Und kann keine drei Kreuze machen.

Bei DDR ist mir ein D verrutscht.

Deutsche Reichsbahn oder demokratische
Republik, alles wird weggelutscht,
Was auch der Chefkoch auftische.

Ich such zB lange für GOTT das zweite T.
Es hockt viel Prominenz in meinem Magen.
Das Mittagsbrot, ein verwirrtes ND,
Auf dem Untergrund sammeln sich Klagen.

Plötzlich kleben zwei E auf meiner Fingerkuppe,
Die eben noch bei ihresgleichen schwammen.
Tränen falln mir in die Augen der Suppe,
Ich krieg meinen Namen nicht zusammen.

Das wärs für diesmal. Eigentlich gehörten noch dazu die Noten. Aber die sparen wir uns. Noch. Denn »Kein Schwein/ Glaubt an Gedichte.« Auch Wenzel.

**UND JETZT KULTURBOYKOTT**

Etwa 200 südafrikanische Autorinnen haben sich im »Congress of South African Writers« zusammengeschlossen. Der Verband will sich mit den Mitteln der Kunst und Literatur am Kampf für ein demokratisches Südafrika beteiligen. Er beabsichtigt. verschiedene kulturelle Werkstätten einzurichten sowie die afrikanisch-sprachige Literatur zu fördern und zu verbreiten. Gemeinsam mit der UDF, dem Gewerkschaftsverband COSATU und anderen Organisationen will der Kongress über die Kriterien eines Kulturboykotts gegen Südafrika beraten.

Präsident der Vereinigung ist Njabulo Ndebele, Schriftsteller und Leiter des Instituts für englische und afrikanische Literatur an der Universität von Lesotho. Der Kongreß steht unter der Schirmherrschaft Nadine Gordimers, der Exilautoren Dennis Brutus und Wally Serote, des politisch inhaftierten Journalisten Zwelakhe Sisulu, des Schriftstellers Modikwe Martins sowie des zu lebenslanger Haft verurteilten ANC-Führers Govan Mbeki.

**»FILMKRITIK«**

So richtig gemerkt hat es niemand. Die »Filmkritik«, 1957 gegründet, in den sechziger und siebziger Jahren ohne Zweifel die wichtigste Filmzeitschrift in der Bundesrepublik hat ihr Erscheinen endgültig eingestellt. Die letzten Ausgaben der Zeitschrift waren nur noch mit riesengroßen Verspätungen gegenüber dem aufgedruckten Erscheinungsmonat auf den Markt gelangt, ohne die Resonanz zu finden, die es der Zeitschrift erlaubt hätte, mit neuem Elan durchzustarten. Einst war es für jeden an der bundesdeutschen Kinolandschaft Interessierten Pflicht, diese Zeitschrift zu lesen. Wichtige Autoren veröffentlichten hier, wichtige Entdeckungen wurden vorgeführt. Jetzt ist sie ein Objekt für Sammler geworden. Vor etlichen Jahren schon hat 2001 einen Reprint der Jahrgänge von 1957 bis 1963 herausgegeben, und die Münchner Filmkooperative legte einen Nachdruck der Ausgaben von 1964 bis 1965 vor.

**LEISTUNGSSCHAU DER KUNST**

Wurde hüben das documenta-Kunstgetümmel gerade überstanden, steht drüben dergleichen noch bevor: Sozialistisch-realistische Kunst total, Leistungslohn der künstlerischen Arbeiten der vergangenen fünf Jahre – kurz, die X. Kunstausstellung der DDR in Dresden öffnet ihre Pforten. Ab 3. Oktober kann sich der DDR-Bürger an 2700 Werken aller Genres der bildenden und angewandten Kunst erfreuen, erschrecken, lernen und langweilen.

Die 1850 Aussteller haben eines gemeinsam: Sie sind alle Mitglieder des Verbandes Bildender Künstler der DDR, der gemeinsam mit dem Kultusministerium alle fünf Jahre das Kunstspektakel vorbereitet. Die Auswahl aus der Flut von eingereichten Arbeiten diesmal, nach geändertem Prinzip, streng demokratisch: Die Basis selektierte selbst, genauer die lokalen und Bezirksvorstände des Künstlerverbandes.

Bis zum 3. April 1988 werden in drei Dresdener Ausstellungshallen Werke der Malerei, Grafik und Plastik, der architekturbezogenen Kunst, des Kunsthandwerks, der Formgestaltung, Gebrauchsgrafik und Szenografie, sowie Karikaturen und Fotografien zu sehen sein. Im bildkünstlerischen Bereich gilt es vor allem, Menschen zu bewundern: Menschen als Träger bildnerischer Aussagen, Menschen in der sozialistischen Gesellschaft. In diesem Bereich tun sich in der X. Kunstausstellung besonders die Auftragswerke hervor noch dem Motto: Jedem Kombinat sein Kunstwerk, jedem Betrieb seine Plastik.

Die Auswahlkriterien für den Bereich der angewandten Künste lassen wir den geschäftsführenden Sekretär des Verbandes Bildender Künstler der DDR, Dr. Peter Michel, besser selbst beschreiben: »Sie versucht zu demonstrieren, daß die angewandten Bereiche in der X. durchaus ein rational und emotional wahrnehmbares geistiges Klima schaffen können, wie es für die DDR charakteristisch und für die Herausbildung sozialistischer Persönlichkeiten förderlich ist.« Alles klar?

**THE JESUS AND MARY CHAIN**

Als vor drei Jahren auf dem britischen Independent-Label Creation mit der Single »Upside Down« debütierten, glaubten zahlreiche Kritiker an eine ähnliche Signalwirkung wie acht Jahre zuvor bei »Anarchy In The UK«. In der Tat inspirierte die Paarung simpler Pop-Melodien mit ohrenbetäubendem Gitarren-Feedback Heerscharen junger Musiker, deren Schaffen schnell der Stempel »Noisepop« aufgedrückt wurde. Ebenso publicityträchtig wie die JAMC-Musik waren die Skandale, die die Band in den ersten Monaten ihrer Existenz immer wieder heraufbeschwor. 1985 boykottierten beispielsweise Arbeiter eines englischen Plattenpresswerkes die Herstellung einer JAMC-Single, weil einer der auf Vinyl zu pressenden Songs erörterte, ob und wie Jesus bläst. Inzwischen ist das Quartettum die Brüder Jim und William Reid vor allen Dingen in musikalischer Hinsicht zahmer geworden. Nach dem Muster »Feedback-Lärm goes Pop« waren nur noch die Flipsides der letzten Singles gestrickt, auf den A-Seiten – zuletzt bei »Happy When It Rains« (WEA 248 259-0) – dominierten indes zwar spröde, aber nichtsdestotrotz fast liebliche Töne. Während es im Vereinigten Königreich zu Plazierungen in den Top Ten reicht, werden The Jesus And Mary Chain hierzulande noch in der Sparte »Underground« angesiedelt. Eine respektable Auslastung der Kapazitäten in der Münchener Alabamahalle oder im Frankfurter Batschkapp sollten am 6. bzw. 7. Oktober dennoch gewährleistet sein. Weitere Tour-Daten 8.10. Bochum, Zeche; 10. 10. Hamburg, Markthalle; 11. 10. West-Berlin, Loft.

**DGB & KULTUR**

Ein für die Gewerkschaften nicht zentrales, aber immer wichtigeres Thema wird im neuesten Heft der DGB-Funktionärszeitschrift »Der Gewerkschafter« ausführlich behandelt: Kulturarbeit. Welche Freiräume und Aufgaben bestehen für Kulturgruppen, darüber streiten das geschäftsführende DGB-Vorstandsmitglied Lothar Zimmermann und der Schriftsteller Yaak Karsunke. Vorgestellt werden der Chor Kölner Gewerkschafter, Hattinger Kulturaktionen sowie die Stuttgarter Stadtteilgruppe WERK. Schließlich beschäftigen sich zwei Beiträge mit den Entwicklungsperspektiven der Büchergilde Gutenberg und der Ruhrfestspiele.

**MÜLLER, HEINER**

Fragte ihn einer in einem Interview »Masken scheinen Ihnen sehr wichtig zu sein?«, sagte Müller einfach »Ja«, fragte der andere weiter »Warum?«, sagte Müller einfach »Muß ich nicht wissen, warum.« Interviews, die Müller gibt – und eigentlich gibt er sie reichlich – sind immer spannend. Er hat es ausnahmsweise auch einmal erklärt. In einem Interview selbstverständlich. Da sagte er auf die Frage, ob er nicht Interviews bevorzuge »Ganz so einfach ist das nicht. Einmal sind mir Interviews im Grunde lästig. Es ist aber viel anstrengender für mich, Theoretisches auszuformulieren, also zu schreiben, und deswegen bin ich manchmal, auch wider besseres Wissen oder manchmal wider Willen, bereit, mich in Gespräche einzulassen. Das andre ist, daß man in Gesprächen etwas leichtfertiger formulieren kann, als wenn man schreibt. Man ist ja nicht sehr in die Pflicht genommen. Man kann am nächsten Tag das Gegenteil sagen. Und natürlich hängt das, was da an Aussagen herauskommt bei Interviews und Gesprächen, auch bei den gedruckten, die ich meistens erst gar nicht zu redigieren versucht habe, weil das sowieso keinen Sinn hat, weil das doch ein anderes Genre ist, sehr von der Situation und vom Gesprächspartner ab, vom Verhältnis zum Gesprächspartner usw. Insofern sind es mehr performances, es hat vielleicht mehr mit Theater zu tun als mit Literatur. Man produziert sich auch in dem Sinne wie sich Leute auf der Bühne produzieren.« Und wie? Man lese nach »Heiner Müller Gesammelte Irrtümer – Interviews und Gespräche« (Verlag der Autoren, Frankfurt, 206 Seiten, 20 DM) und, wer es immer noch nicht kennt »Heiner Müller Rotwelsch«. 1982 beim kleinen westberliner Merve Verlag erschienen .

Konkret 10/87, S. 42

**Dietrich Kuhlbrodt**

# Platzanweiserin

Endlich Schluß mit der leidigen Vietnam-Diskussion! Amerikaner, reicht Euch die Hände über dem Grab Eurer tapfren Krieger und seid einig, einig, einig! Aufgereckt steht die junge Witwe auf dem Heldenfriedhof von Arlington, dem »**Steinernen Garten**«, und damit mitten im Originaldrehort des neuen Films von **Francis Coppola** (»Apocalypse Now«). Wie ein Mann kämpft sie gegen die Tränen an; ihre Hände suchen und finden Halt in den Stars and Stripes, die der Präsident der Vereinigten Staaten ihr zum Geschenk hat machen lassen; nur als die Ehrensalve geschossen wird, zuckt ihr Auge einmal, kurz. Dann aber ist sie wieder die Würde selbst, ihrer Rolle eingedenk, denn Millionen Kinobesucher werden sie ins Herz schließen, grad so, wie sie da steht. Da legt sich eine Hand tröstend auf ihre Schulter die Redakteurin der »Washington Post« hat noch größere Muhe, ihr Leid zu zügeln, obwohl sie doch zuvor gegen den Einsatz der Helden in Vietnam angeschrieben und gar andemonstriert hatte. Zwist und Hader sind vergessen, und was zählt, das ist der perfekte Drill der Beerdigungszeremonie.

Handlung des »Steinernen Gartens« Willow meldet sich zum Militär, um in Vietnam die Nahkampfspange zu bekommen. Da er vorher fällt, kriegt er nachträglich eine geschenkt.

Der schlaue Einfall des Drehbuchs die »Washington-Post«-Redakteurin, die die eine Hälfte des Landes repräsentiert, das durch den Vietnamkrieg gespalten ist, – sie bietet der anderen Hälfte die Hand zur Versöhnung. Dem Ausbilder der Kriegsakademie erklärt sie: »Du hast Deine Aufgabe zu erfüllen . Ich die meine«. Dann liebt und ehelicht sie ihn. Was optisch bedeutet, daß es nur noch Militär gibt. Da wird exerziert und gedrillt, paradiert und strammgestanden. Die Ausbilder sind Rauhbeine, das Herz haben sie am rechten Fleck. Ja, die Army ist die Schule der Nation. Eine heile Welt. Die schönen bunten Bilder des Films, die das Prädikat wertvoll verdienen, legen davon Zeugnis ab. Politische Störungen, gar Bilddokumente vom Vietnamkrieg selbst, werden dagegen vom Monitor abgefilmt. Damit ist derart Beeinträchtigung bereits als Bildschaden und Unschärfe denunziert, ungeeignet, dem Bilderbuch-Hymnus aufs US-Militär Abbruch zu tun. Diszipliniert Euch! Glaubt der Bildqualität! Vertraut den Vorgesetzten! In ein paar Wochen, um Buß- und Bettag rum, kommt der »Steinerne Garten« in die Kinos.

Höchste Zeit, um sich rechtzeitig vorher zu impfen. Am besten geht man in »**Beverly Hills Cop II**«. Eddie Murphy und die beiden anderen Bullen mißtrauen den Vorgesetzten; sie glauben nicht an das, was ihnen gesagt wird; sie überleben, weil sie undiszipliniert sind. »Beverly Hills Cop II« ist ein unharmonischer Film, ein (Polizisten-)Film von unten, der Handlungsbedarf ist unendlich . Aus einer Welt voller Abhängigkeiten, täglich geschurigelt und gedemütigt von inkompetenten Vorgesetzten, brechen sie auf zu einer Abenteuerreise durch die städtischen Sümpfe, die Dinge wieder ins Lot zu bringen. Drei Musketiere, 140 Jahre nach Alexandre Dumas dem Älteren. Jetzt kultiviert Billy Rosewood, eher mickrig, seine Hartlaubgewächse; wie ein Held sieht er nicht aus. Drum wird es zum Tagtraum, wenn er am Steuer des schweren LKW sitzt, dem Betonmischer, und Amok fährt. Gründlich ausflippen und es denen da oben zeigen, dafür findet der Film die passenden Actionszenen, pausenlose, so pausenlos wie Musik aus Videospielgeräten. Regisseur **Tony Scott** (»Top Gun«) hat immer wieder neue Einfälle, Details zu zeigen, die gebieterisch den Aufbruch aus den Zwängen des amerikanischen Alltags verlangen. Gewiß, da sind die Un-Amerikan Activities eines Mabuse-Nachfolgers (Jürgen Prochnow) und seiner brutalblonden Euro-Gehilfin (Brigitte Nielsen), die außerdem mit dem Botschafter der DDR in Honduras kooperieren. Aber darauf hat der Film es nicht abgesehen.

Dramatischer Höhepunkt ist der Moment, in dem man das größte Arschloch aller Zeiten das größte Arschloch aller Zeiten heißen darf, und das ist auch das größte Arschloch aller Zeiten, nämlich der amtierende Polizeipräsident von Los Angeles. Was das für den kleinen Mann und den kündbaren Angestellten bedeutet, das eben ist die große Befreiung, die »Beverly Hills Cop II« mit seiner dichten Tagtraumfolge bewerkstelligt. Eddie Murphys Abenteuer werden nicht nur in den USA dringend gebraucht.

Konkret 10/87, S. 44

**Matthias Altenburg**

# Bücher

Wer wünscht sie nicht zurück, diese Nächte, in denen man Karl May und Enid Blyton aus dem Kinderzimmer wirft, weil man gerade und zum ersten Mal mit roten Ohren und galoppierendem Puls in einem richtigen Buch gelesen hat, in einem Buch, von dem man ahnt, daß man eigentlich noch zu jung dafür ist. Es wird bald fünfzehn Jahre her sein, daß mir ein alter Kasseler Antiquar den elften Band aus der Reihe des Deutschen Taschenbuch Verlages geschenkt hat **Isaak Babel »Budjonnys Reiterarmee«.** Was habe ich seitdem nicht alles angestellt, um Freunde und Bekannte zur Lektüre dieses Buches anzustiften. Immer vergebens. Sollen sie halt sterben, ohne den genialsten Prosa-Autor des 20. Jahrhunderts gelesen zu haben. Tauschen möchte ich mit ihnen nicht.

Isaak Babel wurde 1894 in der Moldawanka, dem Judenviertel Odessas geboren. Er besucht die Höhere Handelsschule, nimmt Violinunterricht und schreibt bereits mit fünfzehn Jahren erste Erzählungen in französischer Sprache. Er lernt Maxim Gorki kennen und wird von ihm »unter die Menschen« geschickt. 1920 nimmt er am Polenkrieg als Angehöriger der Ersten Reiterarmee Semjon Budjonnys teil. In einem Tagebuch notiert er den Alltag des Kavallerieregiments, das heißt, er zählt auf, was er sieht, riecht und hört, reiht Fakt an Fakt, Wahrnehmung an Wahrnehmung. Aus seinen Notizen werden Novellen und aus den Novellen die »Reiterarmee«. Als das Buch Mitte der Zwanziger Jahre erscheint, wird sein Autor attackiert, als sei er der Höllenfürst persönlich. Marschall Budjonny protestiert lauthals gegen die Darstellung seiner heroischen Armee. Ein kranker Intellektueller sei Babel, ein Phantast, ein Lügner, ein Erotomone, ein Syphilitiker. Und weil sich das besonders gut machte, behauptet der General, daß mit ihm »die gesamte revolutionäre Masse« das Werk des elenden Skribenten rügen würde. Babels Verbrechen bestand darin, daß er lebendige Menschen beschrieben hatte, die Grausamkeit des Krieges und die hypertrophierte Erotik der Soldaten.

Gorki verteidigt immer wieder die Schreibweise seines literarischen Zöglings »Physiologisch ist der Mensch ein reales, psychologisch ein phantastisches Wesen.... Bei Babel sind alle Helden Phantasten, vielleicht macht gerade das sie so unbeschreiblich lebendig.« Babels Geschichten wollen auf nichts hinaus. Er sagt, seht her, die da bumst gern und der da ist ein armer Hund. Sonst nichts. »Ich ziehe keine Schlüsse. Mit ist nicht danach.« Aber er war neugierig bis zum Voyeurismus. Leidenschaftslos beobachtet er fremde Leidenschaften. Viktor Schklowski über Babels »stilistische Kaltblütigkeit« »Der Sinn von Babels Verfahren besteht darin, daß er mit der gleichen Stimme von den Sternen und vom Tripper spricht.« In seinen Texten wird mit der gleichen Beiläufigkeit gemordet wie Tee getrunken. Sein Idyll ist leichenübersät und das Schreckliche ist immer auch schön »Die orangefarbene Sonne rollt wie ein abgehackter Kopf den Horizont entlang.« Seine Vergleiche biegen Pathos und Profanität zusammen »Ein Abendrot dick wie Marmelade.« Und seine Sätze hören immer rechtzeitig auf. »Kein Eisen vermag mit so glühender Kälte ins menschliche Herz zu dringen wie ein zur rechten Zeit gesetzter Punkt.« In seiner Rede »Von der Arbeit des Schriftstellers« begründet er seine stilistische Knappheit »Tolstoi verfügte über das Temperament, alle vierundzwanzig Stunden des Tages zu schildern, wobei er sich an alles erinnerte, was ihm passiert war, mein Temperament dagegen reicht nur aus, um die interessantesten fünf Minuten zu schildern, die ich erlebt habe. . .deshalb mußte ich erstens bedeutende, zweitens einfache und drittens schöne Worte finden.« Vielleicht ist das der Grund, weshalb uns von den Monumentalepen immer nur Bilder oder höchstens Geschichten im Gedächtnis bleiben, von Babels Texten aber einzelne Sätze.

Man kann sich Babel nicht anders als in Paradoxen nahem. Der novellistischen Vollendung jeder einzelnen Erzählung steht das Fragmentarische des Gesamtwerks gegenüber, der wuchernden Phantasie die Exaktheit der Bilder und der endlosen Trauer die erotische Lebenslust. Ilja Ehrenburg über Babel »Bei unserer ersten Begegnung sagte er 'Der Mensch lebt zu seinem Vergnügen – um mit einer Frau zu schlafen und an heißen Tagen Eis zu essen.' Einmal traf ich ihn nackt in seinem Zimmer. Er aß kein Eis, er saß da und schrieb. Auch in Paris arbeitete er von morgens bis in die Nacht 'Ich schufte hier wie ein inspirierter Lastochse und werfe keinen Blick in Gottes schöne Welt (und diese Welt heißt Paris und nicht Krementschug).'«

Im Sommer 1934 fand in Moskau der erste Allunionskongreß der Sowjetschriftsteller statt, das letzte große Diskussionsforum vor Beginn der Stalinschen Metzeleien. In seiner Rede polemisiert Babel gegen die Mißachtung der Leser durch die Vielzahl schlampiger Autoren »Banale Trivialität in unseren Tagen – das ist schon jetzt keine schlechte Charaktereigenschaft mehr, das ist ein Verbrechen; und ich sage es noch schärfer banale Trivialität – des ist Konterrevolution.« 1935 wird Babels Drama »Maria« von den Moskauer Theatern abgesetzt. 1936 stirbt Gorki. Am 15. Mai 1939 wird Babel verhaftet. Am 17. März 1941 kommt er, wie es heißt, unter bis heute ungeklärten Umständen ums Leben. Dreizehn Jahre später wird er rehabilitiert, und gerade teilt der sowjetische Schriftstellerverband mit, daß er eine Kommission gegründet habe, die sich mit der Sicherung und Erforschung des Babelschen Nachlasses beschäftigen soll.

1918 hatte Babel in der von Gorki herausgegebenen Tageszeitung der Menschewiki folgende Sätze geschrieben »Ein Gewehr anlegen und einander totschießen ist vielleicht manchmal nicht verkehrt. Aber die ganze Revolution ist das nicht. Wer weiß, vielleicht ist das überhaupt noch nicht die Revolution.« Die Zeitung wurde ein Jahr später verboten. In der schönen alten Übersetzung von Dmitri Umanski steht an einer Stelle der Name Trotzki. In allen späteren und auch in der Ausgabe **des Greno Verlages (Erste Hilfe, Sämtliche Erzählungen, 520 Seiten, DM 30,-)** wurde dieser Name getilgt. Warum plötzlich so keusch, Herr Enzensberger?

Konkret 10/87, S. 48

**Wolfgang Pohrt**

# Von Dickmachern und Dünnbrettbohrern!

**Revolution oder Getreidekleie. Man muß sich schon entscheiden. Nur die bundesdeutsche Linke war beidem zugeneigt. Nacheinander allerdings. Mal war es Liebe, dann bloß noch eine Beziehungskiste. Daniel Cohn-Bendit hat nun diese großen und kleinen Gefühle wieder aufgesucht und aus seinen und den Erinnerungen seiner 68er Freunde ein Buch gemacht. Aber wie es so geht, wenn Veteranen Rückschau halten: Plaudern sie über die Revolution, klingt es immer nach Getreidekleie**

Im Mai 1977 schon erschien der Jubiläumsband »Was wir wollten, was wir wurden. Studentenrevolte – zehn Jahre danach.« Wie abzusehen war, ist mit dem nächsten Fälligkeitsdatum das Unausweichliche nun abermals eingetreten. Pünktlich zum zwanzigsten Jahrestag hat Daniel Cohn-Bendit fürs Fernsehen die alten Kameraden aufgesucht, in Paris und New York, in Amsterdam und Rio, in Frankfurt und Rom, nicht in Stammheim, wie er mehrmals betont, um mit den happy few, zu denen er selber gehört, vor der Kamera über vergangene Zeiten zu plaudern und darüber, wie dann später alles ganz anders kam. Das Buch zur Serie – ein Unglück kommt selten allein – ist jetzt unter dem Titel »Wir haben sie so geliebt, die Revolution« zu erwerben. Wer den O-Ton schon auf Cassette hat, wird seine besondere Aufmerksamkeit dem neu hinzugekommenen Vorwort widmen, welches einige erstaunliche Einsichten enthält und viel Stoff zum Grübeln für Tüftler, die des Kreuzworträtsels müde sind und daher in der Freizeit gern den verborgenen Sinn von Kohl-Reden erforschen.

»1968 fing der Planet Feuer«, klärt beispielsweise Daniel Cohn-Bendit den verdutzten Leser auf, der den Weltuntergang bloß als eine für das Jahr 1983 angesetzte und dann ausgefallene Veranstaltung erinnert, die nicht mit Dutschke sondern mit Pershing II zusammenhing. Wo aber die Flammenmetaphorik wabert, läßt auch der Wasserschaden nicht auf sich warten, weil der vor sich hindenkende schwache Geist immer Himmel und Hölle zusammenreimt. »Unterstützt von einer rasanten Entwicklung der Medien«, fährt daher Cohn-Bendit fort, »waren wir die erste Generation, die durch die Flut von Ton und Bild die physische und tägliche Totalität der Welt erlebte«, was eine beachtliche Leistung war, weil der Normalmensch nichtmal den Apfel essen kann, den er auf der Mattscheibe sieht und nicht viel weniger in der Lage ist, hingefläzt in den Fernsehsessel gleich die »physische und tägliche Totalität der Welt« zu erleben, was immer man sich unter dem Monstrum vorstellen soll. Mitten im Flammenmeer, und dazu noch von Bild und Ton überflutet, stellt sich alsbald die Hoffnung aufs rettende Ufer ein, und Cohn-Bendit versteht es, den Leser zu enttäuschen: »Diese Ansammlungen von Erfahrungen aller Art, von Enttäuschungen und Freuden, von Liebe und Haß, von Poesie und Plattitüden war wohl unumgänglich, um uns in die Lage zu versetzen, neue Ufer zu erreichen.« Zum neuen Ufer wiederum gehört der richtige Menschenschlag: »Die Lust am Leben und der Sinn für Geschichte, dies war der Schlüssel für unsere herausfordernde Haltung«, und wenn das Abenteuer dann durchgestanden ist, können die Veteranen in Erinnerungen schwelgen. »Ich denke, wir haben eine berauschende und beängstigende Epoche erlebt.«

Die Schleimspur, welche der routinierte Polit-Profi unter dem Vorwand, die Vergangenheit zu erinnern, über sie legt, wenn er vom Kapitalverhältnis so wenig spricht wie vom knallharten Geschäft, in der Frankfurter Szene einen der heiß umkämpften Spitzenplätze zu erobern, die unwahre Rührseligkeit also, die sich in der geschwollenen Sprache verrät, leitet zu einer Reihe von Interviews über, die beispielsweise so beginnen: *»Dany Cohn Bendit: Hallo Abbie! / Abbie Hoffmann: Hey Dany! Ist das lange her... / D.: Oh ja! Sieben Jahre!«,* und sie sämtlich an jene besonders unangenehmen und langweiligen Talk-Shows erinnern, bei welchen die falsche Intimität, die plumpe Vertraulichkeit zwischen Moderator und Gast diese bräsige, muffige Wohnzimmeratmosphäre schafft, in der alle unfähig sind, einen klaren Gedanken zu fassen. Auf Redezwang im Zustand der Gedankenlosigkeit reagiert man mit dem Hersagen abrufbereiter Standardfloskeln, und das konfektionierte Frage-Antwortspiel mit rund zwanzig häppchenweise vorgeführten Personen beweist am Ende nur Cohn-Bendits Talent, aus Leuten verschiedenster Provenienz vor der Kamera in zehn Minuten exakt die gleichen anödenden Belanglosigkeiten herauszukitzeln, die freilich im Einzelfall durchaus symptomatisch sind, so wenn etwa der neuerdings auf der Mattscheibe wie eine Kreuzung zwischen Börner und Bangemann wirkende Joschka Fischer sein Glück kaum fassen kann und gesteht: »Ich wundere mich immer noch, daß ich jeden Tag mit den Verantwortlichen dieses Landes zu tun habe und man von gleich zu gleich miteinander umgeht.«

Von solchen seltenen, unfreiwilligen Geständnissen abgesehen, ist das ganze Buch von der Absicht durchtränkt, alle wirklichen Beweggründe und Fakten zu vertuschen. Weit entfernt davon, entweder zuzugeben, daß Fernsehhonorare Argumente sind, denen sich nur ein Millionär ganz verschließen kann, oder jede Begründung einfach wegzulassen, rührt Cohn-Bendit aus fünf Gemeinplätzen eine schwammige Rechtfertigung für die unergiebige Abgraserei zusammen, mit dem Effekt, daß an die Stelle nüchterner Einschaltquotenkalkulation der Herzenswunsch eines Ehemaligen tritt, seine – Cohn-Bendit wörtlich – »politische Familie« zu besuchen. Cohn-Bendit weiter: »Die Gesprächspartner, die ich ausgewählt habe – ob sie die Titelseiten der Zeitungen geziert hatten oder ob sie weitab vom großen politischen Geschehen (auf den Titelseiten der Zeitungen eben, W. P.) lebten – verkörpern einzigartige und exemplarische politische, soziale oder kulturelle Möglichkeiten innerhalb der Vielfalt von Erfahrungen, die wir gelebt (nicht etwa gemacht. W. P.) haben. Als Autor dieser Folge bin ich weder Journalist, der eine Reportage von vielen zusammengewerkelt hat, noch Richter, der sein Urteil fällen

soll. Ich wollte durch die Konfrontation mit Erfahrungen und Personen meinen eigenen Weg beleuchten. Ich bin überzeugt davon, daß wir trotz unserer Verschiedenheit, unserer Widersprüche, unserer Niederlagen und unserer Irrtümer neue Formen sozialen Lebens entwickelt und andere Verhaltensweisen in den politischen Beziehungen durchgesetzt haben, die besser geeignet sind, die Probleme zu bewältigen, vor denen wir heute stehen.«

Wie ein fernes Echo aus besserer Zeit wirkt neben dem Gemeinnützigkeit vortäuschenden Gesinnungskitsch, neben dem Abklatsch aller Politikerreden, neben den gewundenen Stilübungen des vermeintlich um die großen Probleme unserer Zeit besorgten Eiertänzers jene Botschaft, die Jerry Rubin verkündet, der einzige wirkliche Renegat im Kreis der interviewten Ehemaligen, und der einzige zugleich, der sich im Wahn nicht die Klarheit des Ausdrucks, die Kraft zur Erkenntnis und die Festigkeit des Willens bewahrte, die damals dem Widerstand gegen das falsche gesellschaftliche Verhältnis seine Entschiedenheit und seine Schärfe gaben, und die heute, wie Cohn-Bendits tränige Rückschau beweist, unwiederbringlich vergessen und verloren sind: »Ich habe den Kampf um die maximale Verlängerung meiner Lebensdauer aufgenommen. Ich nehme Vitamine und Mineralsalze. Ich esse Getreidekost zum Frühstück und Salat zum Mittag. Ich esse nie Fleisch oder Dickmacher. Ich kümmere mich um meinen Körper, als ob es um die Revolution ginge. Ich esse für die Ernährung und nicht zum Vergnügen.«

Daniel Cohn-Bendit: Wir haben sie so geliebt, die Revolution, Athenäum Verlag, 250 Seiten, DM 29,80

Konkret 10/87, S. 50

**Hélène Cixous**

# Als ob Kafka eine Frau Rimbaud eine Mutter gewesen wäre

**Clarice Lispector war eine feinfühlige Titanin, eine Wächterin der Welt. Sie wußte von nichts und deckte alles auf.**

Vor zehn Jahren hat sie mir den ersten Schlag versetzt. Und seither bin ich ihr dankbar dafür. Sie fehlt demjenigen, denke ich, der sie nicht gelesen hat. Sie war eine ziemlich unglaubliche Frau.

Einstein sagte, daß die Welt eines Tages Mühe haben wird zu glauben, daß ein Mensch wie Gandhi jemals in Fleisch und Blut auf dieser Erde geweilt hat. Und wir haben Mühe, aber auch Freude zu glauben, daß eine solche Frau mitten unter uns leben konnte, gestern noch, und uns doch so weit voraus.

Als ob Kafka eine Frau wäre. Und Rilke eine brasilianische Jüdin, in der Ukraine geboren. Als ob Rimbaud Mutter gewesen und fünfzig Jahre alt geworden wäre. Als ob Heidegger aufgehört hätte, Deutscher zu sein, als ob er den Roman der Erde geschrieben hätte. Warum führe ich all diese Namen an? Um die Herkunft zu skizzieren. Von dort schreibt Clarice Lispector. Dort, wo die anspruchsvollsten Werke atmen, schreitet sie voran.

Und dort, wo dem Philosophen die Luft wegbleibt, geht sie weiter, immer weiter, weiter als jedes Wissen. Nach dem Verständlichen dringt sie Schritt für Schritt zitternd in die unverständliche, brausende Dichte der Welt vor, mit dem allerfeinsten Ohr, das noch das Geräusch der Sterne wahrnimmt, das leiseste Knistern der Atome und die Stille zwischen zwd Herzschlägen. Wächterin der Welt. Sie weiß von nichts. Sie hat die Philosophen nicht gelesen. Und dennoch wird man schwören, sie gelegentlich aus ihren Wäldern raunen zu hören. Sie deckt alles auf.

All die widersinnigen Bewegungen der menschlichen Leidenschaften, die schmerzlichen Verschmelzungen der Gegensätze, die das Leben selbst ausmachen, Angst und Mut (Angst ist auch Mut), Wahnsinn und Weisheit (das eine ist zugleich das andere, wie »la belle« zugleich »la bête« ist), Mangel und Befriedigung, Durst ist Wasser... Sie enthüllt uns alle Geheimnisse und reicht uns nacheinander all die tausend Schlüssel zur Welt.

Und sie erinnert uns daran, daß heute, da jeder schon einmal Langusten gegessen hat, das Geheimnis der Nüchternheit verlorengegangen ist, daß manchmal Reichtum Armut ist. Wir kennen nicht den Schmerz des Nichthabens. Und wir verstehen nicht zu haben, was wir haben.

Dort, wo das Denken aufhört zu denken, wo es schwungvolle Freude wird, dort schreibt sie. Dort, wo die Freude so scharf wird, daß sie weh tut, dort tut uns diese Frau weh. Auch auf der Straße: Einem schönen Mann, einer alten Frau, einem kleinen rothaarigen Mädchen, einem häßlichen Hund, einem dicken Auto, einem Blinden begegnen: Unter dem Blick von Clarice Lispector blüht jedes Ereignis auf, das Gewöhnliche öffnet sich und zeigt seinen Schatz, der gerade gewöhnlich ist. Und da kommt wie ein Windstoß, wie ein Schuß oder Biß: das Leben daher.

Grimmiger Blick, Stimme, die schmerzt, Schrift, die daran arbeitet, freizuschaufeln, abzuheben, nicht länger zu vergessen, was? Das Lebendige, die unerschöpflichen Mysterien unseres »Wohnens« auf dieser Erde. Und wie es sie gibt ! Reiche und Arten und Lebewesen. Alles, was existiert, gilt es zu retten und dem Vergessen, das unser Alltagsleben ausmacht, zu entreißen. Und so kommt durch dieses Werk alles zurück, alles wird uns gleichermaßen zurückgegeben, vom Wunderbarsten bis zum Banalsten, alles in gleicher Weise: alles, was das Recht hat, gedacht, genannt zu werden, weil es ist. Stuhl, Stern, Rose, Schildkröte, Ei, kleiner Junge. .. mütterlich sorgt sie sich um alle Arten von Kindern.

Wie alle herausragenden Werke ist dieses hier Lehre, demütiges und unausgesetztes Erstaunen und zugleich eine Lektion für den Leser.

Eine der Lektionen von Clarice: »Es genügt zu leben und das ist an sich eine große Güte... Es genügt zu bedürfen und man hat schon...«. Lektion bescheidener Heiligkeit, auf die Kafka antwortet mit einem melancholischen: »Man kann doch nicht leben«. Für sie aber heißt »bedürfen« schon, die Einsamkeit des Bedürfens zu brechen, bereit zu sein, den anderen aufzunehmen. Nichts verharrt bei ihr im Negativen.

Umerziehung der Seele. Das Werk versetzt uns zurück in die Schule der Welt. Ihr Stil: die Wahrheit. Wozu wäre es nicht gut, die Wahrheit zu sagen? Clarice Lispector schreibt wahr. Die feinfühlige Titanin trennt das Wahre vom Schein. Schreiben: Das Mysterium einfangen, vorsichtig, mit den Wortspitzen, und dabei versuchen, es nicht zu erdrücken – um zu widerlegen.

Man beunruhige sich nicht: Sie schreibt Geschichten. Jeder Bericht ist eine erhabene Suche nach der zweiten Unschuld und zugleich ein brasilianischer Roman. Die Ewigkeit ist heute. Ein Bettler macht sich an eine junge Frau heran. Und auf sechs Seiten geschieht das Evangelium oder Genet oder auch die Genesis. Nein, ich übertreibe nicht sehr.

Eine Frau und eine Schabe: das sind die Protagonisten von »Die Passion nach G.H.«, in dem die Schrift, das heißt die Leidenschaft, von der Wand eines Dienstbotenzimmers ausgeht. Dort stößt sie auf das andere: eine Schabe. Und sie schreitet voran. Seite um Seite in der gleichen, regelmäßigen Gangart, bis hin zur letzten Offenbarung. Jede Seite hat die

Fülle eines Buches . Jedes Kapitel ist eine zu erforschende und zu überwindende Erde. Jeder Schritt entfernt das »Ich« von seinem Ich. G.H. stößt auf eine Schabe, aber es wird keine großartige »Verwandlung« geben.

Für G.H. ist das Tier... sie selbst. Sie, G.H., ein Stück Leben, erschreckend, abstoßend, bewundernswert in ihrem Widerstand gegen den Tod. Von diesem Körper, dem sie den Tod zuzufügen wagt, fordert sie gewaltsam das Geheimnis des Lebendigen: das der vormenschlichen Materie, die nicht stirbt. Was ist das Leben, der Tod? Wenn nicht eine Erfindung unseres Kopfes? Das vormenschliche Leben kennt den Tod nicht. Es besteht über den Panzer hinaus, über alle Panzer (auch die der Sprache) hinaus bis hin zur unbegrenzten, neutralen, unpersönlichen Materie.

Nein, ich habe euch nichts erzählt. Man muß ihr nachgehen, bei ihrem Aufstieg in die Tiefe. Wer Clarice Lispector begegnet ist, fühlt sich von da an beschützt. Jemand, der uns nie mehr verläßt, der sich nie aufdrängt, der nicht predigt, jemand, der in unsere Asche bläst und die Flamme immer wieder zum Leben bringt.

Dennoch ist sie im Dezember 1977 wirklich gestorben. Auch daran hatte sie dunkel und unbarmherzig gedacht. Und jenseits allen Verstehens ließ sie den Tod an sich herankommen, ließ sich von ihm umschmeicheln und ließ sich seine Fremdheit lehren. Dieses Mysterium, das harte Glück, »ein von Gott geliebtes Objekt« und dabei ganz menschlich zu sein, vom schönen Gesicht bis hin zum Blut, das sich davonmacht, hält sie auch fest. Auf Papier. Und in »Die Sternstunde«, einem zarten, erhabenen Text wie ein letzter Atemzug. Clarice Lispector verstand immer zu übersetzen, was sie selbst nicht wußte, daß sie es weiß.

Und dennoch ist sie in ihren Texten immer da. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, man spürt sie, man atmet sie beim Einatmen, uns beim Lesen im Schreiben immer drei Schritte voraus. Sie hält uns bei der Hand. Sanftmut, die Gewohnheit, die Hand zu reichen, ist ihre Geste. Weil wir jetzt ihre Kinder sind?

Seit zehn Jahren liebe ich Clarice Lispector, lese sie und sage ihr Dank. Ich werde aufhören, ihr als Echo zu dienen, wenn sie so weit gehört wird, wie ihre Stimme es verdient. Auf daß eine Zeit komme, in der es genügt, Clarice Lispector zu sagen, und die ganze Welt versteht! Vielleicht schon heute? Kommt ihre Ewigkeit endlich herbei? In zehn, zwanzig Jahren wird sie alle Länder wie ein Lichtstrom durchquert haben. Dann wird man anfangen, sie als »bekannt« zu vergessen, so wie man Kafka auf den Regalen vergißt.

*Übersetzung: Michaela Ott*

Clarice Lispector:

»Die Passion noch G.H, Lilith 1984, DM 29,80

»Die Sternstunde«, Suhrkamp, 1985, DM 14,80

»Eine Lehre oder Das Buch der Lüste«, Ulith, 1982 DM 27,80

Von Hélène Cixous ist lieferbar:

»Weiblichkeit in der Schrift«, Merve 1980, DM 10,-

Konkret 10/87, S. 52

**Gertrud Koch**

# Sich die Freiheit nehmen

**Mit einer schier gleichg□ ltigen Beharrlichkeit dreht der Franzose Eric Rohmer seit Jahren Filme, die ihre Attraktion aus der Allt□ glichkeit der Geschichten beziehen. Auf der Biennale in Venedig lief sein letzter Film, □ Der Freund meiner Freundin□ , im Sp□ therbst l□ uft in den hiesigen Kinos sein vorletzter an □ Vier Abenteuer von Reinette und Mirabelle□ . Gertrud Koch portr□ diesen Flaneur des Films**

Das Kino der letzten Jahre tut sich zunehmend schwer, die auseinanderlaufenden Tendenzen gesellschaftlicher Entwicklungen noch in Bilder zu fassen, die ein einheitliches Publikum auf sich ziehen können. Während die klassischen Zentren der Kulturindustrie längst im erweiterten Feld der neuen Medien in viele Kanäle ausgelaufen sind, haben vor allem die jüngeren Filmemacher eine nostalgische Sehnsucht nach den alten Formen und Stoffen ausgebildet, die viele der neueren Kultfilme als postmoderne Verschnitte der Klassiker der Filmgeschichte erscheinen läßt. Die formale Variation regelhaft erstarrter Stile ersetzt das Neue, das nur noch als überraschendes Zitat auftaucht. Was einmal zur Utopie des Kinos gehörte, das Triviale und den Schrecken als eine Möglichkeit rasch sich vollziehender Änderungen und Mobilität innerhalb der Moderne sichtbar werden zu lassen, scheint nun reduziert auf ein Spiel mit Mythologien und Geschichten, die im Kreis laufen. Die Neugier auf das, was an Unbestimmtem im Alltag selbst sich verbirgt, scheint verschwunden.

In diesem Kontext ist es fast schon überraschend, mit welcher Hartnäckigkeit dagegen ein einzelner Regisseur seine Themen und ihre formale Umsetzung durch Jahrzehnte hindurch beibehalten und geradezu verfolgen kann, ohne im Strom der Moden unterzugehen oder zu veralten. Die Filme, die der 1920 geborene Franzose Eric Rohmer gedreht hat, sind alles andere als spektakulär zu nennen: weder sind in ihnen Stars zu bewundern noch exotische Schauplätze, und auch das investierte Kapital, das von sich aus zur Darstellung drängen müßte, um den Zuschauer davon zu überzeugen, daß er an einem grandiosen Ereignis teilnehmen darf, hält sich in bescheidenen Grenzen. Vielen gar gilt Rohmer als ausgesprochener Asket, der mit enervierender Hartnäckigkeit immer wieder denselben Film drehe, in dem letztlich nichts passiere.

Nimmt man freilich die beiden letzten großen Filmzyklen von Eric Rohmer, »Sechs moralische Geschichten« und »Komödien und Sprichwörter«, ernst, dann kann man aus ihnen eine kleine Enzyklopädie des modernen Alltagslebens, aufgeteilt in einzelnen Fällen gewidmete Kapitel, zusammenstellen. Eric Rohmer sieht sich und stellt sich in die Tradition der französischen Aufklärung. Eine Tradition, die wenig mit dem heutzutage vielfältig diskreditierten Unternehmen einer einseitig durchgesetzten, ganz auf rationale Zweck-Mittel-Relationen abgestellten instrumentellen Aufklärung zu tun hat. Rohmer ist Aufklärer im alten Sinne der französischen Philosophie seit Pascal, Descartes und den Moralisten. In seinen Filmen geht es nämlich fast immer um das Problem der Grenzen und Verpflichtungen, die aus der menschlichen Fähigkeit zu Bewußtsein und Erkenntnis erwachsen. Moral heißt dann eben nicht, sich den Regeln herrschender Ideologien zu unterwerfen, sondern sich mit den Freiheitsimperativen des menschlichen Bewußtseins herumzuschlagen.

Es macht die Filme Rohmers so spannend, daß er sich eben nicht zum affirmativen oder auch kritischen Illustrator vorgebener Ideologien macht. Er dagegen zeigt, daß das Problem von Täuschung und Selbsttäuschung, Betrug und Authentizität, Lebenslüge und Lebensentwurf in den Menschen selbst verankert ist. So lassen sich viele Filme Rohmers lesen als ein Diskurs über die Unhintergehbarkeit der Selbstbestimmung. Das ist, wenn man so will, der harte Kern der Rohmerschen Vorstellung über die menschliche Natur: daß sie keiner einheitlichen Moral zu unterwerfen ist, aber ohne moralische Selbstreflexion nicht bestehen kann. Von Adornos »Minima Moralia« bis zu Sartres Definition der menschlichen Freiheit als Notwendigkeit einer Wahl, der Freudschen Implikation des »Ichs«, das zwischen dem triebhaften »Es« und dem starren, außengesteuerten »Über-Ich« eine selbständige und einsame Vermittlerrolle einnimmt und den neueren sprach-philosophischen Theorien die Handlungsdimensionen im Sprechen selbst, ist dies genau das Motiv moderner Subjektkonstruktionen.

In gewisser Weise haben Rohmers Filme in dieser Vorstellung auch ihr internes Korrektiv gefunden. Wo, wie in »Pauline am Strand«, Rohmer sich fast ganz darauf beschränkt, die Selbsttäuschungen vorzuführen, in denen sich diese nur scheinbar legere Gesellschaft am atlantischen Freizeitstrand bewegt, wird ihm die Inauthentizität seiner Figuren schnell selbst zum Vorwurf gemacht. Nicht ganz ohne Recht, denn daß sich Motive von Authentizität und Inauthentizität wie in »Pauline am Strand« schlicht auf verschiedene Figuren aufteilen ließen und nicht die brisante Mischung jeder Einzelnen darstellen, gehört zu den dramaturgischen Schwächen dieses Films.

Rohmer wurde mitunter charakterisiert als der Ethnologe der französischen Gesellschaft, der sich mit der Distanz des Fremden in Milieus und Subkulturen begibt, aus denen er nicht stammt und deren Regeln und Rituale er beschreibt, ohne sich mit seinem Gegenstand in irgendeiner Weise zu identifizieren. Eine solche Interpretation, die selbst noch einmal der neuesten Mode folgt, scheint mir freilich zu kurz zu greifen. Und zwar auf zwei Ebenen. Die eine ist die kurzschlüssige Ineinssetzung von Distanz mit Neutralität, die andere ist weit gravierender und betrifft weniger die diskursive Seite des aufklärerischen Moralisten als vielmehr die ästhetische des Filmemachers. Ganz zweifelsohne sind Rohmers Filme nicht einfach verfilmte philosophische Traktate, sondern ästhetische Gebilde, die über die Faszination am Sehen auf uns wirken.

Was da als der kalte Blick des Ethnologen gedeutet wird, ist nichts anderes als der distanzierte, aber keineswegs kalte Blick des filmischen Voyeurs. Rohmer hat in der Tat jenen streunenden, zerstreuten, sich dann doch fesseln lassenden Blick des Flaneurs, der unversehens Zeuge von Ereignissen wird, in die er nicht verwickelt ist, die ihn aber dennoch gefangen nehmen. Nun ist ja aber ein Filmemacher kein Spaziergänger durch die Wirklichkeit, sondern ihr Erfinder, und so finden wir in Rohmers Filmen vor allem auch unsere eigenen Bedürfnisse wieder, unauffällig, aber gut postiert am Leben anderer teilhaben zu können. Gerade weil Rohmers Filme sich in Milieus hineinphantasiert haben, die alles andere als glamourös sind, haftet seinen Filmen der Gestus des Improvisierten, Authentischen an.

Aber in gewisser Weise führt uns Rohmer damit aufs Glatteis. Obwohl alle seine Filme diesen Zug zur Registrierung und Beobachtung scheinbar kleiner Nebensächlichkeiten haben, konstruiert er eben aus diesen doch ein Netz höchst bedeutungsvoller Zeichen, an denen sich der konzentrierte Blick des Voyeurs festsaugen kann. Die Stilisierung von Milieus, die extreme Ästhetisierung, die durch diese Verdichtung von Zeichen zustande kommt, erschafft erst den Raum, in dem die Konstruktion der Filme zum Tragen kommt. Denn gerade durch diese extremen Stilisierungen hindurch entfaltet Rohmer die Probleme, alles sieht aus, als sei alles ganz klar, ganz durchdacht, als sei das Leben, das die Menschen in diesen Kleidern, in diesen Möbeln, in diesen Parks führen, etwas in sich völlig Geschlossenes. Nehmen wir zum Beispiel die Rolle, die Rohmer in einem seiner Filme aus dem Zyklus »Sechs moralische Geschichten« ein Knie spielen läßt. »Claires Knie« ist Gegenstand einer obskur bleibenden Begierde. Nichts anderes wünscht sich der männliche Protagonist, ein verheirateter Herr im besseren Alter, als das runde Knie der jugendlichen Claire zu berühren, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Diese winzige, durchaus unauffällig zu befriedigende Obsession erweist sich als äußerst schwierig, ohne zum Betrüger zu werden. Also richtet sich die ganze Handlung, die ganze Kommunikation darauf, eine Situation herbeizuführen, in der »normalerweise« erwachsene Männer die Knie junger Mädchen streicheln können: er verletzt sie, um sie dann trösten zu können. Nur er weiß, daß er Claire über seine Motive getäuscht hat, aber er hat nicht sich getäuscht, deswegen bleibt er Moralist; und muß nicht als Kinderfreund getarnt werden, der selbst nur vom pädagogischen Eros zehrt. Die eigentliche Qual ist für Rohmer wie auch in »Die Liebe am Nachmittag« immer der Freiheitsspielraum, der es offenläßt, wie Wünsche, Befriedigungen, Träume und Hoffnungen sich im Handeln umsetzen lassen. Die Schwierigkeit ist nicht die romantische Selbstfindung, sondern es sind die Probleme, die dann anfangen, wenn man weiß, was man will, aber nicht, wie man es kriegen kann, und – ob man es wirklich wollen kann.

Das macht Rohmers Filme so sperrig für jeden vorschnellen Versuch, sich mit Figuren zu identifizieren, sie mit eigenen Projektionen auszustatten. Dabei geht es bei Rohmer fast immer um erotische Wünsche. Aber darüber führen seine Filme einen Diskurs, der, wenn man so will, dem der protestantischen Traditionen entgegensteht. Wo die Erotik wie z. B. im Viktorianismus als (schlechte) Natur aufgefaßt wird, kann sie sich nur durchsetzen als Naturereignis wo sie dagegen wie in der französischen Aufklärung als menschlich-soziales Ereignis gedeutet wird, steht sie immer schon in einem diskursiven Kontext, – eine Tradition, die sich im übrigen von Stendhals Aphorismen »Über die Liebe« bis zu Foucaults kulturalistischen Machtanalysen hindurchzieht. Insofern ist Rohmer kein Asket, auch wenn er schon manche Beziehung auf Kniehöhe bricht oder hält. Möglicherweise liegt der moderne, und zur Zeit, nach dem Erfolg von Rohmers letztem Film »Das grüne Leuchten« offenbar auch akzeptierte Anspruch von Rohmer genau darin, daß in einer gesellschaftlichen Phase, in der die Sexualität nicht mehr von rigiden Ideologien durchgesteuert wird, sie ein eigenes Diskurssystem begründet. Die Stilisierungen und Reduktionen auf scheinbar Nebensächliches sind dann Teil eines diskursiven Systems, das sich als ganzes über seine Teile entschlüsseln läßt. Auch darin kann man einen psychologischen Mechanismus aufspüren: die Partialisierung der Erotik in Rohmers Filmen funktioniert dann auf der Ebene des Fetischismus als einem Moment des Voyeurismus. Die Figuren, die Rohmer zugleich erfindet und auf Distanz hält, fungieren selbst als die Statthalter unerfüllter Wünsche.

Läßt man die Figuren dieser Filme in der Erinnerung wiedererstehen, dann fällt auf, daß es bei Rohmer so gut wie nie eindeutig sympathische oder unsympathische Menschen gibt, meist sind sie in sich gespalten und zerrissen, enervierend und kläglich, verlogen und gekränkt, charmant und stupide, intelligent und stumpf. Durch die Stilisierungen hindurch schrauben sich diese Züge zu einem Gesellschaftsporträt zusammen, das authentischer erscheint als alle bemühten Betroffenheitsfilme, die uns ungeniert zur eindeutigen Identifikation auffordern, in denen krude behauptet wird, daß ein Mensch dies und nur dies sei oder zu werden habe. Dagegen umgeben einen die Kunstfiguren Rohmers wie alte Freunde oder Bekannte, denen man manchmal lieber aus dem Weg geht oder sie gerade sucht. Die meisten Figuren Rohmers haben diese Fähigkeit, sich über lange Zeiträume hindurch in unsere Erinnerung einzuschreiben, und vermutlich tun sie das nur, weil sie gebrochen sind. So kommt Rohmer also durch die Reduktionen auf Charakteristika, die gleichzeitig die Fähigkeit haben zu typisieren und zu individualisieren, jenseits von den darstellerischen Mechanismen eines naturalistischen Psychologismus. Dieser Zug in Rohmers Filmen ist nur möglich durch die eingebauten Ebenen der Selbstreflexion, in Rohmers Filmen wird immer *geredet,* wie krude auch immer, schweigende Selbstverständlichkeiten gibt es nicht, alles muß neu erfunden werden, auch im Zeitalter der freien Liebe muß sich jeder einzelne immer auch noch entschließen zu handeln.

Die mikrologischen Analysen menschlicher Handlungen sind das Thema von Rohmers Filmen, und auch in seinem letzten, auf der Biennale von Venedig gerade uraufgeführten Film »Der Freund meiner Freundin« bleibt er sich darin treu. »Der Freund meiner Freundin« ist ein weiterer Teil im Zyklus »Komödien und Sprichwörter«. Ausgangspunkt ist der Spruch: »Die Freunde meiner Freunde sind auch meine Freunde«. Dieser beherzigenswerte und sympathische Satz verliert seine semantische Standfestigkeit in dem Moment, wo aus Freunden Liebhaber, aus der Freundin die Konkurrentin wird. Genau das ist die komödiantische Situation in einer postmodernen Pariser Vorstadt. Wie ein abstrakter Anspruch sich durch die Serpentinen der von Zufallskonstellationen gezeichneten Handlungsspielräume immer wieder in Frage stellt, bis schließlich ein durchaus ironisches Happy-End die vier Personen der Verwechslungskomödie aufs angenehmste wieder versöhnt hat, ist das dramaturgische Verlaufsbett des Films. Die optischen Signets, die Rohmer setzt, sind in »Der Freund meiner Freundin« vielleicht noch stärker ironisch stilisiert als in seinen früheren Filmen. Allerdings muß der Phänomenologe Rohmer gar nichts dazu erfinden, was sich an Scheußlichkeiten nicht schon die postmoderne Architektur hat einfallen lassen, die den aus der Pariser Innenstadt vertriebenen Angestellten nichts anderes anzubieten hat als pompöse Imitationen klassizistischer Architektur.

Eine Architektur der Imitation, die sich vom Kunstsee mit Abenteuerspiel- und Grillplatz bis zum Säulenrondell nicht davon abbringen läßt, den mittleren Angestellten, die dort leben sollen, vorzuführen, daß sie nur Anspruch auf die abgelegten Moden des Bürgertums haben, – das Kleinbürgertum träumt sich nach oben. Rohmer nun nutzt die vorgefundenen Plätze, um die pompösen Stilisierungen noch einmal ironisch zu kommentieren. Das sich so mondän und großstädtisch gebende Einkaufszentrum von der Größe eines Dorfplatzes wird zum Laufsteg der Partnersuche und des Spießrutenlaufens für die dabei Scheiternden.

Die vier Personen, die Rohmer ins Verwirrspiel der durch Erotik getrübten Freundschaften schickt, sind: eine kapriziöse Schönheit, ein erfolgsverwöhnter Yuppie, ein liebenswert blasser Freizeitmensch und eine brave Angestellte, die nicht weiß, wohin mit sich. Die Brave verzehrt sich nach dem Yuppie, die Kapriziöse nervt den Liebenswerten, und während noch die Kapriziöse die Brave mit dem Yuppie zu verkuppeln versucht, hat sich heimlich, hinter dem Rücken der Freunde und Freundinnen, das Match ganz anders verteilt: die Kapriziöse trifft sich heimlich mit dem Yuppie, die Braven haben heimlich schon mehr als zusammen gesurft. Die Zwangskonformität der Lebensstile setzt sich im Kostüm um: die Farben der Saison verteilt Rohmer über Blusen und Röcke der beiden ungleichen Freundinnen wie auf einem Schachbrett, nur um hinterher desto sicherer aufzuzeigen, daß sich dahinter doch sehr verschiedene Personen verbergen. Andererseits aber zeigt Rohmer auch, daß die Distanz der Figuren untereinander überhaupt erst so etwas wie Anziehung möglich macht: die dunkle Schönheit, die den flirrigen Yuppie zur Treue spielerisch verpflichtet, hat diesen schon durchschaut, als er sich noch für uneinnehmbar hält, und vielleicht ist der sportliche Liebenswerte nur darum attraktiv, weil er bereits gebunden ist, und die Brave in ihrer klinisch weißen Wohnung mit halber dorischer Säule, vom postmodernen Architekten schon vor Einzug montiert, versucht vergeblich vom Betrug der Freundin Abstand zu nehmen. Am Ende, das ist die komödiantische Ironie des Films, sind die Freundschaften erhalten geblieben, auch wo sich die Liebesverhältnisse über Kreuz ausgetauscht haben.

Am Ende haben sich die Paare so gruppiert, daß sie zueinander passen, oder, um in Rohmers Universum zu bleiben, sie haben von der Selbsttäuschung über die Täuschung zur Selbstbestimmung gefunden.

Konkret 10/87, S. 56

**Diedrich Diederichsen**

# Herr Dietrichsen

**Diedrich Diederichsen hat seinen ersten Roman geschrieben: KONKRET veröffentlicht einen Auszug aus dem Dritten Kapitel: »Die Cellosonate. - aus den früheren Aufzeichnungen des Künstlers B.«**

»Es ist nur zu leicht«, hob er im Taxi an, das uns zu einem anderen Ort bringen sollte, »nur zu leicht, diejenigen zu verehren, deren geschichtliche Leistungen und geschichtliche Bedeutung in Widerspruch stehen zu deren Lebensführung. Es ist ein weit verbreiteter pseudo-intelligenter, moderner Snobismus, gerade bei den fittesten Köpfen verbreitet, sich an Abgründigkeiten einer bis dahin für einwandfrei gehaltenen Lebensführung zu ergötzen, sogenannte Vielschichtigkeit zu bewundern. Was für eine falsche, ungebetene Großzügigkeit! Karl Marx hat seine Frau geschlagen, dadurch werde seine Theorie nicht falsch, sagen sie. Das nicht. Aber ist das ein Grund, in Freude darüber auszubrechen, daß ein Gott sich fehlerhaft verhalten hat, weil man ihm dadurch vielleicht etwas näherrücke, in der eigenen täglichen Erbärmlichkeit wenigstens die Schwächen mit ihm gemeinsam zu haben. Überhaupt werden ja Biographien nur zur Zerstreuung nichtsnutzer Damen geschrieben. Die Freude am krassen Widerspruch zwischen dem geschichtlichen und dem biographischen Material ist widerlich, wie aller Klatsch und alle Psychologie. Was sowieso annähernd dasselbe ist. Wie ja überhaupt das faul-süffisante Bekenntnis zum Widerspruch, zur Widersprüchlichkeit, vielleicht sogar Zerrissenheit zum Grauenhaftesten gehört, was die moderne Seele so verwirrt. Nicht, daß man mit dem Abschaffen der Widersprüche bei sich anfangen sollte, aber wer nicht einmal seine eigenen, ob ererbten oder hausgemachten Widersprüche abschaffen will, will überhaupt keine Widersprüche mehr abschaffen. Verwechselt sie mit einem ausgedachten Reiz der Kontraste. Eine liberale und damit reaktionäre Denkfigur. Wie ja fast alle Farbtheorien. Solange der Komplize der Widersprüche nur die zivile Feigheit oder mangelnde Einsicht war, war es vornehme Aufgabe des Intellektuellen, aufzudecken und zu ermutigen, indem er Widersprüche zeichnete oder repräsentierte, symbolisch oder militärisch. Und in all den Epochen, wo er zeichnete und zeichnete, und seinem Ziel doch nie, jedenfalls innerhalb des Gesichtsfeldes eines einzelnen Lebens, näher kam, vergaß er schließlich das Ziel und wurde genäschig im Umgang mit den Widersprüchen, manieristisch bei ihrer Gestaltung und Zeichnung. Heute gefällt es ihm, in möglichst viele verwickelt zu sein, wenn er möglichst viele sieht und alle als süße Fatalität genießt. Und er hat natürlich keine Ahnung was Fatalität eigentlich heißt. Und er hat natürlich erst recht keine Ahnung, daß er sich auf der Fähre zur Hölle eingeschifft hat.

Aber das könnte auch uns, die wir das alles wissen, zu einer gewissen Untätigkeit zwingen. Wie können wir noch von Widersprüchen reden, sie zeichnen und bearbeiten, wo wir doch, je besser wir unsere Arbeit tun, desto mehr denen in die Hände arbeiten, die uns gegen unsere Absichten genießen. Wenn wir dagegen reine Moral predigen wollen, also die Abschaffung der Widersprüche, können wir das nur, wenn wir das gute Andere zeigen und feiern. Aber woraus sollen wir es formen, wenn nicht aus dem Ton der Negativität? Mißstände wollen heute nicht mehr abgeschafft werden, das Volk richtet sich auf sie ein, der Intellektuelle genießt sie. Das ist sein kleines zynisches Abenteuer. Aber es wird ihm nur noch solange gefallen, wie er sich daran erinnern kann, daß es einmal Gründe und Bestrebungen gab, Widersprüche aufheben und abschaffen zu wollen. So könnte es unsere Aufgabe werden, uns selbst in Vergessenheit zu bringen, nicht mehr zu sprechen, in vollendeter Integrität unverständlich zu lallen, als stumme Zeugen von Redlichkeit und Harmonie, bis der an seinen unredlichen Abenteuern müde und krank gewordene moderne Intellektuelle uns irgendwo vorfindet, auffindet, oder wie er sagen wird, entdeckt.

Aber Du weißt, daß dies auch nur eine Möglichkeit ist, die wir verwerfen müssen. Es gibt kein stummes Sprechen, kein wirklich unverständliches Lallen. Die Welt ist bekanntlich gemischt. Das gilt es zu feiern, da es eine höhere Wahrheit ist als die abzuschaffenden Widersprüche und auf sie ganz von allein zurückstrahlt, ihre Beseitigung in Harmonie fordernd. Denn nur so kann die Gemischtheit der Welt zu dem Dschungel, den eine alte Dialektik, alte Widerspruchslinien und alte Perspektive nicht mehr werden fassen können, führen, der zu sein die Welt trotz allem verdient hat.

Deswegen, aber und auch wegen des vorher Gesagten, sind meine Lieblingsgestalten in der Geschichte immer die harmonischsten. Was uns zu einem neuen Problem fuhrt. Kann man einen Mann wie Trotzki bewundern, dessen Reinheit mit seinem Versagen nahezu identisch ist? Und ist nicht meine eigentliche Lieblingsgestalt, Karl XII., gerade dadurch in Gefangenschaft geraten, daß er in einem Moment die Harmonie vorzog, wo er die Dissonanz hätte wählen sollen? Und wären nicht Hitler und Reagan als die Gestalten zu nennen, deren Leben am harmonischsten im Einklang mit ihren Ideen verlaufen ist?«

Er ist immer unvollständig, dachte ich, als ich mich vor ihm aus dem Taxi zwängte, um den Fahrer von der Straße aus zu bezahlen. Schon oft hatte ich beobachtet, daß er nur unglaublich mühselig und ungeschickt imstande ist, ein Taxi zu verlassen, besonders, wenn es sich um ein sogenanntes Mini-Cab handelt, das wiederum die einzige Sorte Taxi darstellt, die man in London telefonisch bestellen kann. Und auch das nur unter Schwierigkeiten. »Du bist immer so flüchtig«, sagte ich. »Du bist entweder genau und reich, aber unvollständig. Oder Du bist vollständig und umsichtig, aber flüchtig, arm und

ungenau im Detail. Dafür kannst Du Zusammenhänge sehen, die ich nicht sehen könnte. Ich bin immer zufrieden, einen Quadratzentimeter beackern zu können. Und meine Früchte zu ernten.«

Darauf Dietrichsen: Weil Du ein bloß Bildender Künstler bist. Das Bild ist eben nur ein Quadratzentimeter. Was in Ordnung ist. Auch wenn es mehr gibt. Aber der Bildende Künstler ist vor allem ein soziales Tier, weil sein Bild und seine Welt so klein, unbewohnt und einsam sind. Sie haben in den letzten 25 Jahren die verschiedensten Dinge gemacht, und es konnte ihnen geschehen, was wollte, aber sie können sich Lebensentscheidungen immer nur als die Frage vorstellen, ob man zu Hause oder in der Kneipe saufen soll. Worauf die richtige Antwort natürlich heißt: In der Kneipe.«

»Aber ich war noch nicht fertig«, fuhr er fort, als wir die Treppe zu seinem Appartment hochkeuchten. Er, hustend, ich nur schwer atmend, aber mit deutlich weniger Mühe als der an Jahren deutlich Jüngere. »Ich glaube ja, daß es eine Antwort auf die Frage gibt, wenn ich dir meine Lieblingsheldinnen in der Geschichte nenne: Die britischen Königinnen. Man braucht nur daran zu denken, was England vor 1558 war; eine unwichtige Insel nämlich. Was es schließlich wurde, verdankt es den 45 Jahren danach, der Regierungszeit Elisabeths der ersten. Wer hätte 15S8 für möglich gehalten, daß das mächtige Spanien keine 50 Jahre später seine noch Jahrhunderte dauernde Talfahrt würde angetreten haben, gebrochen und besiegt und eine bedrückend endlose Serie von Staatsbankrotten vor sich.

1837 gab es in Europa kaum eine Institution, die maroder aussah als die britische Krone. In den nächsten 70 Jahren gab es nichts Stabileres, während sich in Europa alles andere mehrfach überschlug, bis sogar Nietzsche wahnsinnig wurde und Hitler geboren wurde. Die englische Frau, die ja aus Gründen, die hier zu erforschen zu weit führen würde, tatsächlich die einzige Frau der Welt ist, die sprechen kann statt wie anderswo nur ein Verhältnis mit der Sprache zu unterhalten, ist tatsächlich die ideale Regierende. Jedenfalls solange es noch Regierungen gibt.

Die Frau ist auch im Naturzustand immer widersprüchlich, also ist auch ein erfolgreiches politisches Leben als extrem widersprüchliches Leben für sie kein unreines Leben. Die mit Erfolg regierende Frau verrät weder ihren Charakter noch ihre Ideale, weil ihr einziges Ideal der Weg zum Ideal ist: die richtige Strategie. Und weil ihr Charakter nichts anderes ist als die Summe der dabei eingesetzten Mittel.

Sie muß nur sprechen. Und das tut nunmal nur die englische oder englisch erzogene Frau wie Indira Gandhi oder Frau Bandaranaike. Selbst Leila Khaled ist mehr oder weniger englisch geprägt worden. Weil es nunmal zum Wesen der Frau gehört, das Nein, das nur Ja heißt, und das Ja, das nur Nein heißt, als vollkommenen Zustand der Täuschung, die immer zu einer höheren Wahrheit führt, als normal und naturgemäß zu empfinden, und ich werde jetzt weder Lacan oder Nietzsche anrufen, die mir beide zweifellos sowohl in Bezug auf die Frau wie in Bezug auf die Täuschung und wahrscheinlich generell Recht gegeben hätten, ja die Generalabsolution erteilt, deswegen also ist sie in der Politik, in der Regierung, ganz allgemein im erfolgreichen Durchsetzen vorzüglich aufgehoben. Nur, daß es nie etwas gibt, das sie von sich aus durchsetzen will, sie setzt immer das durch, was sie gerade vorfindet. Das, was man ihr als denkbaren Inhalt anbietet, ihr Interesse gilt immer nur dem Weg dahin. Auf die Töchter dieses schönen und gleichzeitig so häßlichen Landes also! Prost! Schade, daß keine hier sind«, prostete er mir zu, ein Glas spanischen Brandys in der Hand, den er mir anzubieten mal wieder vergessen hatte.

Deswegen«, hatte er sich gleich wieder gesammelt, »sind die englischen Frauen im Allgemeinen meine Lieblingsgestalten in der Geschichte wie sie auch ganz allgemein meine Lieblingsheldinnen in der Wirklichkeit stellen. Ich kenne sie nun ganz gut, und es sind die einzigen Frauen, die ich kenne, die in der Wirklichkeit tatsächlich funktionieren. Möglicherweise ziehen sie deswegen den spießigen, heterosexuellen Durchschnittsdichter und -denker anderer Nationen auch nicht so an, diese Leute zieht ja das Neurotische einer in ihrer Jugend gekränkten und gebrochenen Frau in der Regel viel mehr an. Diese englischen Frauen sorgen nicht für Aufsehen, sie nehmen nie die Gestalt eines Klischees an. Sie sind nie die pittoreske Alte, noch die burschikose, junge Lederjackenträgerin, noch sind sie schwatzhaft, albern, noch verschüchtert, noch kokett oder dirnenhaft oder manieriert, nicht einmal die moderne, erfolgreiche Frau sind sie. Was ja nebenbei den fatalsten nur denkbaren Bankrott eines sogenannten Befreiungsgedanken darstellt, den man in letzter Zeit beobachten konnte: das mit fliegenden Fahnen überlaufen zum allerübelsten Segment der herrschenden Kultur der erfolgreichen modernen Frau, das Überlaufen zum todgleichen Lebenssegment des höheren Angestelltentums. Aber die englische Frau ist immerzu normal und funktionstüchtig und verwaltet die Wirklichkeit, als die sich ihr ganz zu recht die gemischte Welt darstellt, und wandelt sie und organisiert sie und transformiert sie für alle Beteiligten, auch unter widrigsten Umständen, für alle Beteiligten in ein durchaus Erträgliches. Möglicherweise will in einer derart alten, in ihrer extremen Gemischtheit schon immer den Inversionen zugetanen Zivilisation, wie der englischen, das Effeminierte sich so durchgesetzt hat, daß das einstiege Femininum von der Frau quasi abgezogen wurde und als eben das Effeminierte am Manne haftet. Denn der englische Mann ist es ja, der zart, eitel, geschwätzig und verblümt auftritt, und dafür nicht einmal homosexuell oder exzentrisch sein muß. Notabene, ich rede nicht von dem klassischen englischen Exzentriker, der in Oscar Wilde-Sentenzen zum gesamteuropäischen Haushaltartikel verkommen ist, ich rede vom Alltagsmann, dem, der die Ordnung repräsentiert und sie nötigenfalls mit der Waffe verteidigen würde. Aber schon da fängt es an. Kein Engländer fände sich dazu bereit. Die Ordnung ist ihm nämlich vor allem eine Kleiderordnung, der englische Mann ist heute in erster Linie ein

Sachverständiger in Fragen der Kleidung, denn nicht nur Kirche und Staat gelten hier schon seit allerlängster Zeit nicht mehr viel. Weil sie eben nie bereit waren, auch nur einen Zentimeter Tradition aufzugeben, nicht an widerwärtigen Modernisierungen alter Institutionen teilnehmen wollten, während die Basis zerfiel. Und auf allen Festländern der westlichen Welt post-industrielle Dienstleistungsgesellschaften hochgepäppelt wurden. So gelten hier weder die traditionellen Dinge etwas im traditionellen Sinne, noch sind sie abgeschafft und durch etwas anderes ersetzt worden, so daß der englische Mann heute wie ein Wahnsinniger oder ein Künstler in einer referenzlosen symbolischen Ordnung, der er auch noch frei etwas hinzuerfinden darf, herumdeliriert. Monströs. Ein Witz . Und Frauen haben ja nicht nur in England mehr Authentizität. Sie haben nicht die Fähigkeit, sich über ihre natürliche und ihnen subjektiv völlig richtig erscheinende Verlogenheit hinaus etwas einzureden. So müssen sie lernen, mit den vielen, ihnen immer schmerzhaft deutlich sie bedrängenden Widersprüchen zu leben. Aber sie können es nie vollständig. Und wenn es eine kann, läßt man sie nicht. Deswegen sind meine Heldinnen in der Dichtung immer solche, die Männer beschrieben haben. Selberdichtende Frauen sind nur zu oft Hilflosigkeiten vor dem Chaos der Empirie. Empirie, die durch das ohnehin schon vorgegebene Durcheinander des Frauenkopfes schießt. Herauskommen vervierfachte Widersprüche und verdoppelte Empirie. Zum geneigten Studium für Leute wie uns vorzüglich geeignet, aber keine Kunst. Keine Literatur! Die Frau ist nur durch den Mann beschreibbar. So wie der Mann nur durch die Frau Authentizität gewinnen kann. Ein Künstler braucht einen Rahmen, meinetwegen, um ihn zu zerstören, wenn er ein Meister ist, aber er braucht ihn. Die Frau hat ihn, weil sie sich nicht belügen kann. Gerade weil sie alle anderen so gut belügen kann. Sie kann gut mit da Lüge leben und sie versteht die Welt wie kein zweiter. Aber wenn sie über sich reden muß, und das ist Literatur, kann sie das gar nicht können. Oder sie ist ein Übermensch und hat millionenmal mehr geleistet als jeder vergleichbare Mann. Die reale Frau kommt nie zum Punkt, daher ist sie als Heldin so schwer geeignet. Denn Heldin heißt Für-das-eine-Ziel-Opfernde. Held ist ja synthetisch. So. Also muß ein Mann der Frau die Welt und alles, was sie nicht organisieren kann, weil es ihr selbst zu ähnlich ist, zuschreiben, als Gegensatz, damit sie zur Heldin werden kann. Wie meine englische Frau. Oder wie Madame Bovary, die erst heroisch wird durch die feine Beschreibung ihres Milieus, das sie als determiniertes Wesen zeigt, das so und so handeln muß und dann doch anders handelt. Denn Determiniertheiten aufzubrechen, ohne sie zu erkennen, ist die Tätigkeit der Frau als Held. Determiniertheiten erkennen und aushalten ist dagegen die Tätigkeit des Mannes als Held. Frauen und Künstler muß man von Zeit zu Zeit entmündigen. Nimm meine Lieblingsmaler! Alles Ergebnisse von Entmündigungsprozessen. *Zu ihren* Bedingungen sind mir nur die allerwenigsten Künstler verehrungswürdig. Und die muß ich nicht mehr nennen, die nennen sich selbst. Außerdem kann ich ja nicht mich als den größten Versteher überflüssig machen, auch Dich, mein Lieber, muß ich von Zeit zu Zeit entmündigen.«

Ich weiß. Ich wußte es. Alle seine Entmündigten, Frauen wie Künstler, wußten es und liebten ihn dafür auf die eine oder andere Art.

»...fast dasselbe mit meinen Lieblingskomponisten, obwohl ich geneigt bin, aber ich vermute nur aufgrund meiner mangelhaften musikalischen Erziehung, unklugen Respekt solch Giganten wie Schönberg oder Zimmermann entgegenzubringen, der dazu führen kann, daß ich sie tatsächlich für das verehre, was sie selber beabsichtigen, diesen Absichten ganz und gar vertrauend. Was ein für mich ziemlich singulärer Vorgang wäre, den ich mir nur durch bestimmte lokale Defekte in gewissen Gehirnzentren, also physiologisch und nicht intellektuell, erklären kann. Wie ja auch vieles in unserem Schönheitssinn durch die biologischen Gegebenheiten des Fortpflanzungstriebes zu erklären ist und damit intellektuell zu entwerten. So halte ich jede Form von Naturalismus für reinen Sexismus. Die Welt so wiedergeben zu wollen wie sie angeblich sowieso aussieht ist fortwährende Masturbation. Aber möglicherweise deswegen gut; denn die Masturbation führt uns zur Tautologie. Die Tautologie zur Autopoiesis. Und schließlich sagen wir: weil ich ich bin, bin ich gut. Und von da aus kann man anfangen zu arbeiten. Natürlich ist der Naturalismus nichts Besonderes. Keine Kunst, sondern eher ein Instinkt. Eine Funktion des Lebendigen. Wird a mit dem Eifer der Kunst betrieben, entartet er zur Komödie. Tatsächlich sind meine Lieblingskünstler, nach den bescheidenen Dokumentaristen, die interpretierenden Musiker. Ja, oft denke ich, daß es das Schönste wäre, wenn es überhaupt keine Komponisten mehr gäbe, sondern nur noch interpretierende Musiker. Ihre Noten und Partituren müßten etwas Vorgegebenes oder Erreichtes sein, das keine Handschrift mehr verrät, etwas, das eine große Maschine, an deren Autorität niemand zweifelt, ausgerechnet hat so etwas wie die Wirklichkeit. Die Maschinen sollen nicht die Instrumente und deren Stimmen nachahmen und doch Melodien spielen, die sich anhand dieser Instrumente ausgedacht wurden, sie sollen unmenschliche Melodien setzen, die nicht mehr die Handschrift eines Instrumentalisten tragen und die Menschen sollen diese Melodien mit ihren herkömmlichen Instrumenten aufführen. Das würde den Sinn der Musik treffen. Es wäre immer dieselbe Melodie und damit das Prinzip der Wiederholbarkeit, das ja jeder Musik zugrunde liegt, auf die Spitze getrieben. Das ja ihren Sinn ausmacht. Nur wiederholte Musik ist sinnvoll. Andererseits bliebe die objektive Unmöglichkeit der akkuraten Wiederholung erhalten. Denn das ist Musik. Immer dasselbe, aber jedesmal anders. Wie Fingerabdrücke und Blätter. Wenn man die Musik, so wie wir sie kennen, abschaffen würde und an ihre Stelle die immer wiederkehrende Wiederholung dieser noch zu erfindenden neuen Urmusik setzte, hätte man auch die Religion überflüssig gemacht und damit vernichtet. An ihre Stelle träte eine ursprungslose, wortlose, erklärungslose moderne Litanei, die die Menschen je nach Bedarf in einen als kosmisch empfundenen Zustand versetzt, aber keinen Kitsch ausstößt, nichts behauptet. Eine widerliche Vorstellung. Bestenfalls eine

Bauhaus-Verirrung, schlimmstenfalls ein Beweis, daß ich von Musik wirklich nichts verstehe. Ich schätze ihre Voraussehbarkeit, dabei müßte ich das Unvorhersehbare, die Improvisation, das Fehlerhafte und den Jazz lieben. Die Musik ist mein total Anderes, vielleicht bin ich deswegen Komponist geworden, weil die Musik und ich nichts miteinander zu tun haben. Du weißt ja, daß mich an den Künsten stets nur ihre selbstgewollte Vernichtung interessiert hat. Meine Lieblingsmaler sind klar die Malereivernichter wie Yves Klein. Weil nur, wer eine Kunst vernichten will, was immer die richtige Entscheidung zur richtigen Absicht ist, kann ein Künstler sein. Ich denke da besonders an die Gruppe von Künstlern, die erkannte, daß Kunst schlechthin jedes gesellschaftlich vernünftige Projekt behindere, die aber gleichfalls wußten, daß jeder pathetische Verzicht auf die Ausübung ihres Künstlerberufes gleichfalls das Problem der Kunst aus der Welt schaffen könne und sich so entschieden, ihre Kunst als falsche Kunst im Sinne ihrer Bewegung zu bezeichnen, also ihr Leben der Kunst widmeten, nur um zu beweisen, daß noch die beste Kunst, die sie zu machen meinten, falsch sein muß, im Sinne einer revolutionären Bewegung. Und diese, in diesem Bewußtsein entstandene Kunst, ist wirklich schön. Wer immer die Kunst vernichten will, mit naiven oder intellektuellen Mitteln, schafft eine große weite Freiheit, wenn er nur entschlossen genug ist. Er verbindet die Schönheit der radikalsten Geste mit der Schönheit des Aufräumens. Nichts ist so schön wie Aufräumen. Nur ein möglichst kompletter Misthaufen ist fast so schön. Und am allerschönsten ist es, den kompletten Misthaufen anzustarren und zu wissen: man kann ihn wegräumen und abschaffen, aber man kann auch noch ein bißchen warten und ihn anstarren. So ist es auch bei jedem Mann: Die Eigenschaft, die ich bei ihm am meisten schätze, ist die Fähigkeit, sich selbst abzuschaffen und ersetzlich zu machen. Während es bei der Frau die Eigenschaft ist, sich unverständlich zu machen und trotzdem immer so zu tun, als gäbe es etwas zu verstehen. Es gibt nichts Größeres als Männer, die ihren Beruf und erst recht sich selbst in ihrem Beruf als überflüssig erkennen, potentiell überflüssig und nunmehr Tag für Tag daran arbeiten ihre Überflüssigkeit zu verfeinern und zu vollenden. Das ist das höchste Maß an Selbstbestimmung. Das wovon Selbstmörder in ihren Irrtümern immer träumen.

Der Roman »Herr Dietrichsen« von Diedrich Diederichsen erscheint in diesem Oktober im Verlag Kiepenheuer & Witsch. 208 S., DM 29,80

Konkret 10/87, S. 60

**Harald Inhülsen; Marc Almond**

# Marc Almond Interview

**Marc Almond, englischer Sänger und Songschreiber, Ex »Soft Cell«, besingt gern die guten Seiten des Elends. Er hat eine Vorliebe für die Themen Sex & Crime, Sünde, Tod und Glamour. Alles schwere Ware für den Entertainer.**

**KONKRET**: Marc, Du hast dein letztes Album »Mother Fist And Her Five Daughters« Truman Capote gewidmet; gibt es für Dich Identifikationspunkte in der Literatur Capotes?

**Marc Almond**: Truman Capote beeindruckt mich als Person ebenso stark wie seine Literatur. Der Titel meines Albums stammt aus einer Kurzgeschichte, die in Capotes »Music for the Chameleons« zu finden ist; diese Kurzgeschichte, »Nocturnal Turnings Or How Siamese Twins Have Sex«, klingt wirklich wie ein »Song For The Lonely Man Or Woman«!

**KONKRET**: Suchst Du denn die Einsamkeit?

**Marc Almond**: Es ergibt sich, daß ich mich die meiste Zeit für die Einsamkeit entscheide – ich bin nun einmal ein Einzelgänger! Schon als Kind habe ich meine eigenen Abenteuer gesucht und eigene Träume verfolgt und nach *meinem* Sinn des Lebens gesucht. Mir gefällt es, allein zu sein, allein zu verreisen, und allein die Dinge zu erforschen. Die meisten Leute finden es schwer, mit mir über eine längere Zeit auszukommen!

**KONKRET**: Das Bild des Matrosen taucht in der letzten Zeit immer häufiger bei dir auf: auf der Plattenhülle zum Album »Mother Fist« zeigst du dich als Matrose verkleidet; du hast auch Federico Garcia Lorcas Gedicht »Two Sailors On The Beach« als Seemannslied vertont. Warum dein Flirt mit dieser bedeutungsschweren Figur?

**Marc Almond**: Mehr als ein Symbol ist es nicht! Es kann der Matrose sein, oder der Todesengel. Auch das Meer taucht in meinen Werken sehr oft auf – ich bin mit dem Bild der See seit meiner frühesten Kindheit konfrontiert worden. Ich wurde am Meer geboren, und hier habe ich auch meine Teenager-Jahre verbracht; für mich hat es immer die Bedeutung von Stärke, Freiheit, Jugend und Ruhe gehabt – Träume also ! Und schließlich bin ich langsam in diesen Träumen aufgegangen, als eine Art Matrose, der auf den Wellen des Musikbusiness dahinschwimmt. (Almond lacht manisch-wild!) Außerdem sollte man natürlich nicht vergessen, daß Matrosen immer mit diesem homo-erotischen Bild behaftet sind, das auch in meinen Songs erscheint.

**KONKRET**: »Stories of Johnny«, dein vorletztes Album, ist ein übergeschnapptes/orchestral-inszeniertes Glamour-Pop-Werk gewesen; »Mother Fist And Her Five Daughters« ist dagegen ein nervöses Folklore-Album, das mit Elementen der modernen, versetzten Jazz-Musik arbeitet. Was ist passiert?

**Marc Almond**: Ganz einfach: ich habe den Sound entkleidet, bis hin zum Grundgerüst eines Songs. Bei »Stories Of Johnny« habe ich eben mehr Wert auf die Sahne gelegt und weniger auf den Kuchen geachtet! Diesmal wollte ich die Songs persönlicher, wärmer und melancholischer haben, also zurückkehren zum Stil meiner Arbeit mit den Mambas – zu akustischen Instrumenten. Ich wollte weg von der Idee Rock- und Pop-Musik, die mich immer weniger interessiert.

**KONKRET**: Wenn es ein Thema gibt, das sich durch dein Gesamtwerk zieht, dann ist es der Tod: viele Songs haben eine morbide Atmosphäre, viele Texte enthalten Bilder vom Ende, vom Tod.

**Marc Almond**: »Ja, das stimmt. Meine Todesbesessenheit taucht ziemlich oft auf, wenn ich mir Gedanken über den Sinn des Lebens mache! Das Thema Tod stecke ich nun aber nicht bewußt in meine Songs. Da es mich ständig beschäftigt, taucht es eben auch immer wieder auf in dieser Bilder-Verflechtung von Sehnsucht & Tod, Liebe & Tod und Liebe & Mord. Meine Arbeit enthält aber auch sehr viel Humor, den die Leute oft übersehen. Die Leute übersehen den Humor, weil sie nicht wahrhaben wollen, daß die Dinge bei mir viel unkomplizierter sind, als sie es sich vorstellen können oder wollen. Sie ignorieren die Tatsache, daß ich in erster Linie ein Sänger bin, der Songs schreibt und ein Entertainer! Die meisten glauben, ich müsse mich erst ein paar Wochen auf die Couch eines Psychologen legen, bevor ein Song entstehen kann.

**KONKRET**: »Style As A Weapon« (Stil-als-Waffe) ist eine typisch englische Erfindung, die ihre Verbreitung besonders in und durch die populäre Musik und Kultur findet; man gibt sich exzentrisch, phantasievoll, um eine scheinbare Individualität zu praktizieren, um *sein* Spiel zu machen gegen die Normalität und gegen gesellschaftliche Konventionen. Marc, what's your style?

**Marc Almond**: Ich bin nicht daran interessiert eine modebewußte, im Trend liegende Person zu sein. In England herrscht z. Zt. ein sehr konservatives Klima, und Konservatismus und Depression werden von den Menschen kompensiert, indem sie sich extravagant kleiden; sie setzen ihre Kleidung, ihr Äußeres als Waffe ein, um gegen die herrschende Macht in diesem Land vorzugehen, gegen den Schwindel des Konservatismus. Die Leute geben Konventionen auf und werfen sich in absolute Extreme, nur, im ihre eigene Individualität gegenüber einer uniformen Gesellschaft spürbar zu machen. In

diesem Land gibt es Leute, die das versuchen zu unterdrücken! Man wird beim geringsten Anlaß verhaftet; wenn man seltsam aussieht, kann es hier in London passieren, daß du auf der Straße verhaftet, durchsucht und belästigt wirst.

**KONKRET**: John Lyndon hat in seiner P.I.L.-Hymne »Rise« diesen wunderbaren Refrain formuliert: »Anger is an energy.« – also: nicht passiv und pessimistisch herumsitzen, sondern Wut, Zorn als Kraft zum Eingreifen und Verändern benutzen! Was hältst du davon?

**Marc Almond**: Ich glaube, daß niemand mit Musik wirklich etwas verändern kann, höchstens auf einer emotionalen oder sehr oberflächlichen Ebene. Wenn ich wirklich verändern will, oder Wut in bestimmte Bahnen lenken will, dann würde ich entweder in die Politik gehen oder Terrorist werden. Der Terrorismus geht mit Gewalt vor; das ist zwar Unrecht im Sinn dieser Gesellschaft – aber es ist doch die einzige Kraft, die wirklich Dinge verändert! Und mit Sicherheit ist es nicht die Musik! Und schon gar nicht eine Sache wie Live Aids, die nur festliche Selbstdarstellung betreibt. Die Hungernden bekommen für ein paar Monate Geld, die Situation verändert sich für eine bestimmte Zeit, und danach ist alles wieder vergessen und beim alten. Musik kann manchmal sehr selbstgefällig sein. Sieh dir diesen Pop-Mist ab, der sich heutzutage an den Spitzen der meisten Hitparaden hält!

Ich glaube, daß die Konservative Partei in England für eine sehr lange Zeit an der Macht bleiben wird. Und dann wählen auch noch viele Arbeiter die Konservativen. Sieh dir an, wohin das geführt hat: Angst, Heuchelei, Haß und viktorianische Werte bestimmen das Leben. Und da kommen wir nicht heraus. Die einzige Antwort scheint in revolutionären, physischen... Gut. Wo liegt die Antwort? Ich weiß es nicht.

**KONKRET**: Was würde der Künstler Marc Almond tun, wenn ,die Gesellschaft, in der er lebt, seinen Träumen entspricht? Wenn das Leben so wäre, wie er es sich vorstellt?

**Marc Almond**: Ich weiß es nicht, der Zustand müßte mich ersteinmal erreichen. Denn ich schreibe über meine Erfahrungen, die ich im Leben mache. Wahrscheinlich würde ich das Singen aufgeben und in einem Krankenhaus arbeiten, um endlich einmal etwas Nützliches, Sinnvolles mit meinem Leben anzufangen. Ich muß oft daran denken, einmal etwas wirklich Nützliches zu tun.

**KONKRET**: Provozierend, extremistisch und hektisch-innovierend sind doch Künstler immer gerade dann, wenn die Depression mit voller Wucht das gesellschaftliche Leben trifft und bestimmt. Und wer will schon satte, gefällige Kunst. Und was haben wir von dnem Marc Almond, der in irgendeiner Ecke dieser Welt als Krankenpfleger seinen Lebenssinn gefunden hat?

**Marc Almond**: Das stimmt schon. Noch einmal zurück zur Wut – sie schafft natürlich etwas Kreatives. Das Kreative und Positive entstehen aus dem Negativen; das Schöne entsteht aus dem Häßlichen. Meistens schreibe ich ja über das Schöne, das aus dem Häßlichen entspringt. Ob wir nun über diese selbstzerstörerischen Menschen reden, oder über eine sich selbst zerstörende Gesellschaft, immer läßt sich etwas Gutes daraus ableiten! Diese Wut: 'Hier bin ich und ich will meine Gefühle und Wünsche mitteilen, um bei den Menschen ein kleines Zeichen zu hinterlassen, um etwas Positives in Gang zu setzen!' – das macht mich doch entschlossener! Wenn Mächte wie Radio One in England meine Platten auf den Index setzen, weil sie angeblich einen schlechten Einfluß auf die Moral der jungen Leute haben, dann gibt das mir Kraft, wirklich extremer zu werden und mehr dagegen anzukämpfen! Ich bin eine Art Spion, den wir alle brauchen, denn in jedem von uns steckt doch dieser Durst auf dunkle, finstere Bedürfnisse. Ich würde gern einige Tabus und Barrieren niederreißen, um dieser langweiligen, öden, selbstgefälligen und konservativen Musik, die es z. Z. gibt, eine notwendige Injektion zu verpassen – als eine Art Gegengift.

**KONKRET**: Jacques Brel hat in seinen Chansons viel über Abschied und Tod gesungen; du bist bekannt für deine leidenschaftlichen Brel-Interpretationen: »The Bulls« intonierst du in Anlehnung an Georges Batailles pornographische Darstellung des Stierkampfs. Wie groß ist Brels Einfluß auf dich?

**Marc Almond**: Brel ist kein Vorbild, wenn du das meinst. Ich habe nur gemerkt, daß Brel Stücke geschrieben hat, die ich gern geschrieben hätte. Und seine Chansons sind zehnnal besser, als ich sie hätte schreiben können; das ist auch der Grund für meine zahlreichen Brel-Bearbeitungen – denn ich habe sehr viele Parallelen entdeckt zwischen seinen Themen, der Vermischung von Realität und Romantik, den dunklen Begierden seiner Liebhaber, und meinen eigenen Vorstellungen.

Ende des Jahres werde ich ein Album mit Brel-Liedern aufnehmen, wobei ich einige ganz allein, also nur mit Gesang, interpretiere; ansonsten arbeite ich nur mit Piano- und Schlagzeugbegleitung.

**KONKRET**: Welche Musik hörst du dir eigentlich noch zu Hause an?

**Marc Almond**: Viel französische Musik, mir gefallen Komponisten wie Leo Ferre. Außerdem höre ich viel Flamenco Musik. Was die Pop Musik betrifft, da gibt es nicht viel, was mir gefällt – bis auf Holger Hiller, Yello und einige Gruppen des 4AD Labels. Und ich höre mir gern Opern an. Im nächsten Jahr werde ich an einer Oper teilnehmen, die ein Freund von mir gerade komponiert.

Konkret 10/87, S. 62

**Otto Köhler**

# Propagandanummern

**Die Geschichte kann bleiben wie sie war. Die Goebbels-Tagebücher sind garantiert echt. So blöd fälscht keiner. Otto Köhler hat sich durchgequält und herausgefunden, daß die eigentlichen Entscheidungen in der NSDAP an ihrem Reichspropagandaleiter vorbeigingen**

Joseph Goebbels, noch nicht Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, notierte am 7. Dezember 1930 in sein Tagebuch: »Den Abend mit Olga Förster verbracht. Sie ist eine rührende, hingebungsvolle Frau. Und liebt mich wahnsinnig. (1.2.) Es wird eine Tragödie werden. Wenn schon. Ich bin so voll Liebesbedürfnis. Fast ausgehungert. Tue ich dabei Unrecht? Schwamm drüber ! « Fünf Tage später erweist sich Goebbels noch ausgehungerter – 50 Prozent mehr:

»Gemütlicher Abend mit Olga F. Sie ist mit Bronnen sehr unglücklich, aber ein vernünftiges und liebes Mädel. (3.4.5.)« Mit dem Zählen hört es bei Olga F. jetzt auf, nach weiteren fünf Tagen wird sie mit dem NS-Dramatiker Arnolt Bronnen verheiratet. Goebbels notiert: »Schwamm drüber.«

Es folgen Zählungen mit anderen, die aber, wenigstens im Tagebuch, bei Nummer 1 enden. Erst am 15. Februar 1931 zeigt der Chef-Propagandist der Nationalsozialisten bei einer Industriellen-Ex-Gattin, daß er wieder weiter zählen kann, wobei allerdings danach etwas in ihm hochkommt, was uns bald noch mehr auffällt: »Abends kommt Magda Quandt. Und bleibt sehr lange. Und blüht auf in einer berückenden blonden Süßigkeit... Wie bist Du meine Königin? (I) Eine schöne, schöne Frau! Die ich wohl sehr lieben werde, Heute gehe ist fast wie im Traum, So voll von gesättigtem Glück, Es ist doch herrlich, eine schöne Frau zu lieben und von ihr geliebt zu sein. Mit Tonak durch den Zoo. Die scheußlichen Affen! Ein Affe sieht genau aus wie ein Pressehebräer!«

Am 10. März sucht die eine Trost: »Aussprache mit Olga Bronnen. Sie ist in ihrer Ehe sehr unglücklich. Aber wie soll ich ihr helfen? Es ist auch viel Hysterie dabei. Diese Frauen müssen mehr arbeiten.« Doch mit der anderen zählt er weiter. »Am Abend kommt Magda und ist sehr gut zu mir. Sie macht mir Abendessen und gibt mir neuen Mut und etwas Freude. Ich bin ihr sehr dankbar. Spät geht sie heim. (2.3.)«

Am 15. März notiert er über »Magda, die liebe«: »Noch etwas Erziehung an mir und an ihr, dann passen wir fabelhaft zusammen (4.5.)« Und am folgenden Tag entdeckt er – diesmal mit ihr im Zoo – erneut den Unterschied zwischen Affe und Arier: »Der Affe ist ein minderwertiges Viehzeug. Die verkörperte Geilheit. Magda ist sehr nett und anschmiegsam.« Am 22. März wird weiter gezählt und jetzt Ungezählte melden sich zu Wort: »Am Abend kam Magda. Schön und lieb und strahlend. Sie war gut zu mir. Sie scheucht mir alle Sorgen weg. Ich lebe sie sehr (6.7.) Böse Briefe von Hella Koch und Erika Chelius. Ich liebe jetzt nur noch eine. Frau Stern schreibt mir einen Verzichtbrief. Voll von Wehmut. Aber sie will mir treu bleiben. . .«

Wir hören hier mit dem Mitzählen auf. Die Ejakulationen des Joseph Goebbels sind für die Weltgeschichte relativ uninteressant – obwohl diese Tagebücher ein Dutzend Abhandlungen über Faschismus und Sexualität hergeben. Uns hier beweisen die Eintragungen nur eines: die Tagebücher sind echt, denn so irrwitzig kann nicht einmal Konrad Kujau fälschen. Und sie sind bis zu einem bestimmten Zeitpunkt – davon später – subjektiv ehrlich.

Aber etwas anderes beweisen sie auch: wenn man wirklich wissen will, was in – und mit – der Nazi-Führungsspitze geschah, dann hat das Tagebuch nur einen beschränkten Wert. Denn wie Bronnen mit Olga, ungefähr so geschah es Goebbels mit Magda. Im Februar 1931, als er an ihr zu zählen begann, hatte auch schon sein Chef ein Auge auf Magda geworfen. Hitlers damaliger Vertrauter, der NS-Wirtschaftspolitiker Otto Wagener, berichtet in seinen Aufzeichnungen, wie tief es den Führer erschüttert habe, daß Goebbels den Hausschlüssel von Frau Quandt besaß.

Als aber der Führer dies verarbeitet hatte, kam ihm eine noch praktischere Idee: »Diese Frau könnte in meinem Leben eine große Rolle spielen, auch ohne daß ich mit ihr verheiratet wäre. Sie könnte bei meiner Arbeit den weiblichen Gegenpol gegen meine einseitig männlichen Instinkte bilden... Schade, daß sie nicht verheiratet ist.«

Wagener regelte das. »Darf ich mir erlauben, mit Ihnen ein ernstes Problem zu besprechen, wobei ich allerdings in Ihre internsten Angelegenheiten eingreife?« Und Magda ahnte schon, was kommt: »Da ich annehme, daß es mit Herrn Hitler zusammenhängt, bitte ich darum!«

Wagener verklarte ihr alles. Erstens Hitler lehne die Ehe für seine Person ab. Zweitens, brauche aber der Führer irgendwie eine Frau, exakt: »Nicht daß die Frau seinem Genius folgen sollte, ihn wecken, anregen, bändigen, oder zügeln. Dies Recht billigt Hitler seiner Frau nicht zu. Dazu wäre auch eine Frau nicht da. Sondern für den *Menschen* Hitler den Kontakt mit dem Leben herstellen, mit anderen Menschen, mit der Welt, in ihm das hellenische Gleichgewicht herbeiführen, *das* könnte einer Frau gelingen...« Das mit dem hellenischen Gleichgewicht meinte er so: Hitler brauche eine Frau, die »mit ihm ins Theater, in die Oper, in Konzerte geht und nachher noch mit ihm zusammen bleibt, und die gelegentlich mit ihm am

wohlgedeckten Tisch Tee trinkt, bei wohlgepflegtem Porzellan zu Abend ißt, und im eigenen Hause gute Musik genießt, – ich fasse alles in die Worte zusammen: die ihn zum Menschen macht!«

»Da müßte ich aber verheiratet sein«, erfaßte Magda mit wachem Sinn die Situation.

»Richtig«, erwiderte der Bote des Herrn, »am besten mit Goebbels«. Und so geschah es ihr also, zwei Monate später. Doch die Menschwerdung Hitlers mißlang bekanntlich, vermutlich, weil Frau Goebbels zum Abendmahl das falsche Porzellan aufdeckte. Herr Goebbels selbst aber wundert und freut sich in seinem Tagebuch sehr, weil Hitler immer wieder nach dem Befinden der Gemahlin fragt und bei seinen Besuchen in Berlin gern die gepflegte Häuslichkeit der Goebbels-Familie heimsucht, wenn er keine Lust hat, im Hotel zu übernachten. Er zahlte sogar dafür. Und Goebbels – vor 33 stets in Geldnöten – nahm gern.

Wozu erzählen wir das alles? Weil ein Obernazi dem anderen Hörner aufsetzte? Das ist von beschränktem Interesse. Aber der Vorgang zeigt, wie die eigentlichen Entscheidungen in der NSDAP an ihrem Reichspropagandaleiter, der sich lange als »Sozialisten« begriff, vorbeigingen.

Da war der 3. Februar 1931. Ahnungslos notiert Goebbels in sein Tagebuch einen guten Vorsatz für seine Arbeit im Reichstag: »Stärkeren Sozialismus in die Fraktion impfen. Wird heute angefangen.« Heute fängt ganz was anderes an. Sein Führer, mit dem (»Chef sehr nett«) er im Kaiserhof zu Mittag ißt, läßt sich am Nachmittag im selben Hotel mit einer mächtigen Spritze immunisieren: fünf Millionen Mark stellt der Allianz-Konzern, vertreten durch seinen Generaldirektor Kurt Schmitt und seinen Aufsichtsratschef Bankier August von Finck, für den Ankauf von Waffen zur Verfügung, falls die SA in einem Bürgerkrieg auf der richtigen Seite marschierte. Und am nächsten Vormittag schieben der Großindustrielle Günther Quandt, Ex-Mann der bald gemeinsamen Magda, und einige andere Großunternehmer noch acht Millionen nach. Doch seinem Goebbels, mit dem er danach wieder speist, erzählt der Führer davon nichts, jedenfalls steht nichts darüber im offenherzigen Tagebuch.

Am 16. März 1931 notiert Goebbels über einen Streit mit Göring: »Ich polemisiere aufs Schärfste gegen das neue Wirtschaftsprogramm von Hierl und Wagener, das im Entwurf vorliegt. Von Sozialismus keine Spur mehr... Armer Sozialismus. Aber ich werde nicht nachlassen. Die Partei steht an einem Wendepunkt. Da müssen die Sozialisten auf der Hut sein. Wir wollen das doch nicht umsonst gewesen sein.«

Umsonst nicht. Thyssen – und er nicht allein – kaufte bereitwillig den Nazis ihren Sozialismus ab. Gewiß, am 25. März schrieb Goebbels zufrieden in sein Tagebuch: »Den ganzen Tag mit Hitler die Lage besprochen. Das neue Wirtschaftsprogramm wird nicht publiziert... Damit habe ich wenigstens unmittelbares Unglück verhütet.« Doch da ahnte er wieder einmal nicht, daß Thyssen schneller gewesen war. Der hatte schon im Dezember gegen das Wirtschaftsprogramm protestiert, weil es ihm zu sozialistisch war. Und auch das nächste, das Wagener allein formulierte, wurde nicht deshalb eingestampft, weil der Irgendwie-Sozialist Goebbels es »noch unmöglicher« fand, sondern weil Schacht und die Kapitalisten der Ruhrindustrie es als marxistisch betrachteten.

Grotesk wird Goebbels Wirklichkeitsferne unmittelbar vor der Machtübergabe an Hitler. Am 30. Dezember 1932 vertraut Goebbels dem Tagebuch an: »Alvensleben (Vertrauensmann der Ruhrindustrie, d. Red.) und Papen wollen Hitler sprechen. Anbandeln? Jetzt wird gekämpft.« Da kämpft ein wahrer Sozialist auf ganz verlorenem Posten. Denn seit zwei Wochen schon hat Hitler, gedrängt von Bankier Schacht über Himmler und Bankier Schröder die Fühler zu Papen ausgestreckt zwecks gemeinsamer Regierungsbildung. Der Termin zum Rendezvous zwischen Papen und Hitler in der Bankiersvilla liegt schon vier Tage fest, als Goebbels seine scharfe Absage an Papen ins Tagebuch schreibt. Später ist ihm die Eintragung so peinlich, daß er in der schon 1934 als Buch (»Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei«) veröffentlichten Fassung seiner Tagebucheintragungen vom 1. Januar 1932 bis 1. Mai 1934 die Kampfansage gegen Papen ins Gegenteil verkehrt: »Es besteht die Möglichkeit, daß der Führer in einigen Tagen eine Unterredung mit Papen hat. Da eröffnet sich eine neue Chance.«

Als am 4. Januar 1933 die Absprache zwischen Hitler und Papen in Schröders Villa stattfindet, fällt Goebbels aus allen Wolken. Eine Tagebuch-Eintragung vom 3. Januar rechnet Papen noch zu den »vergänglichen Größen«. Er erfährt alles erst am 6. Januar aus der Zeitung. Originaltagebuch: »Heute: Sensation Hitlers Unterredung mit Papen in Cöln«. In der 1934 veröffentlichten Buch-Fassung gibt er sich dagegen eingeweiht: »Die Unterredung zwischen dem Führer und Herrn von Papen in Köln hat stattgefunden. Sie sollte geheim bleiben, aber durch eine Indiskretion...«

Geheim ist Goebbels manches geblieben, wenn auch nicht von den Verbrechen, zu denen er selbst die Mordparolen ausgab, so doch von bestimmten Entscheidungsstrukturen des Nazi-Reiches. »Als Hauptprotagonist ist er«, betont die Herausgeberin Elke Fröhlich in ihrem Vorwort, »für Hitler in der Reichshauptstadt gut genug, für das Feld der politischen Diplomatie aber nicht. Hier ist Goebbels in die Entscheidungsprozesse nur am Rande eingebunden.«

Geschichte muß also dieses Tagebuches wegen nicht umgeschrieben werden. Trotzdem ist es dankenswert, daß das Institut für Zeitgeschichte zusammen mit dem Bundesarchiv die unvollständigen – manches ist verlorengegangen – Tagebücher in einem wissenschaftlichen Verlag herausgibt. Die ersten vier Bände für den Zeitraum von 1924 bis zum Juli 1941 sind auf

knapp dreitausend Seiten, für 348 Mark im K.G. Saur Verlag München erschienen – weitere sechs Bände für die Zeit bis 1945 sind in Vorbereitung. Da ist es schon ein ganz besonderer Service, daß die Herausgeberin diesen ersten vier Bänden einen vorläufigen Registerband beigegeben hat, dessen Vorläufigkeit aber auch begrüßt werden muß, weil er verbesserungsfähig ist. Daß Dr. Carl Ludwig Duisberg wohl nicht zugleich »Vorstand d Aufsichtsrates u Verw-Rates d IG-Farben, 1933 Dir. d Dt. Theater Berlin. Dir. d Berliner SCALA« sein konnte, läßt sich durch einfaches Nachdenken erschließen. Zumal wenn es im zugehörigen Goebbels-Text heißt: »Hanke hat Duisberg von der Scala vorgeladen und ihm meine Meinung gesagt. Jetzt wird es wohl besser werden.« So etwas hätte er sich beim Über-Chef der IG kaum herausgenommen. Sohn Carl Ludwig und IG-Vater Carl sind – das läßt sich aber auch ohne Nachdenken einschlägigen Nachschlagewerken entnehmen – nicht identisch. Manchmal wäre auch Kenntnis der einschlägigen Literatur nicht unnütz gewesen. Gauleiter Adolf Wagner wäre so nicht gezwungen gewesen, für das Goebbels-Register bei Hitler in Ungnade zu fallen, nur weil er im Juni 1933 Reichswirtschaftsminister werden wollte, das wollte vielmehr der uns schon bekannte NS-Wirtschaftsexperte Otto Wagener. Auch ist es – eine andere Register-Information – gewiß bemerkenswert, daß der Kommunist Walter Pieck 1949 »StPräs.d.DDR« wurde, was aber wurde aus Taubert, Eberhard, dem stv Ltr. d. Abt. Volksaufklärung und Propaganda, dem Oberl. d. »Antisemitischen Aktion«, dem Verf. d. Manuskripts zum Film »Der ewige Jude«? Der Schreibtischmörder wurde – das ist doch auch wissenswert – Berater von Franz Josef Strauß.

Stattdessen hätte die Herausgeberin besser die Seite XIX ihres Vorwortes unterschlagen. Denn dort behauptet sie ernsthaft, ihr Goebbels-Werk biete einen »klaren Beweis« auch dafür, »daß es sich beim Reichstagsbrand nicht um eine von der Nazi-Führung selbst inszenierte Camouflage gehandelt haben kann«. Das wäre eine Sensation bei einer Frage, in der sich ehrbare Historiker mit guten Gründen auf beiden Seiten die Köpfe einschlagen. Wie sieht der klare Beweis aus? Das Originaltagebuch aus der Zeit des Reichstagsbrands ist verschwunden. Doch da hat der alte Lügenmeister am 9. April 1941 ins Tagebuch notiert, was er mit dem Führer besprochen habe: »Wir erzählen über Attentat Bürgerbräu. Hintermänner noch immer nicht gefunden. Attentäter schweigt unentwegt. Führer meint, Otto Straßer. Bei Reichstagsbrand tippt er auf Torgler als Urheber. Halte das für ausgeschlossen. Dazu ist er viel zu bürgerlich.«

Hitler kann – nicht zum ersten Mal – Goebbels belogen haben. Goebbels kann – seit 1933 schrieb er sein Tagebuch gezielt für die Nachwelt – selbst geschickt an der Wahrheit gedreht haben. Ein klarer Beweis für oder gegen irgendetwas, ist diese Notiz nicht. Trotz aller Einschränkungen: für Historiker ist die Goebbels-Edition im Saur-Verlag nützlich. Doch der Westberliner Siedler-Verlag, der die Historiker-Wende mitinszenierte, ist auf Skandal aus. Er will eine einbändige Volksausgabe auf den Markt werfen. Das Beste von Dr. Joseph Goebbels – demnächst auf unseren Bestseller-Listen?

Konkret 10/87, S. 66

**Horst Tomayer**

# Tomayers ehrliches Tagebuch

Paare, Piwitt, Passanten
konkret Literatur (nur für o)
Schröder, mein (Mein!!!) MÄRZ-gefallner
Pleasure, Euch anzuschaun

Rühmkorfwiederstandsdschäreim
Günterindienfahrergrass
Neoneuss, Wondraeuro
tschek no das is doch was

Und zwar gewiß nicht wenig
Aufregend und auch noch hübsch
Doch mich rühren Texte an andre
Ja andere, ei verbibsch

Texte mit roten Bäckchen
Or aus Trockenrasierermund
Texte, die uns, jawoll! geben
Das lila Leben zu kund

Texte voll Klar- + Wahrheit
Texte von windstiller Wucht
Texte ala hic rhodos salta
Texte without Sucht und Flucht

Texte fettesten Rauschens
How wie geblasen auf Kamm
Innigre als wie von Peter Handkäs
Und leisre als wie von Peter Hamm

Texte, die im Verborgnen
Dem Veilchen gleich blühnblühn
Aber ewig, jawoll! ewig
Den Wolken gleich über uns ziehn

Leser, 8' dieser Texte
Sei nicht von der Hochkunst verhext
Verneig Dich vor diesen Texten
So nicht? Du am Arsche mich leckst!

Konkret 10/87, S. 68

**Michael Scharang**

# Heilige Schriften

**Über die Feierlichkeit in der Gegenwartsliteratur am Beispiel Peter Handke.**

»Also der Handke, wie er das so schreibt, der wär gar kein schlechter Kärntner Bischof.« Der dies wiederum schreibt, Günther Nenning, gäbe sogar einen tüchtigen Weihbischof ab: Wie er am schmutzigen Boulevard sein Weihwasser abschlägt, daß es bis hinein ins saubere Wochenmagazin nach Weihrauch stinkt, das zeugt nicht nur von geistiger Armut, dem kann auch eine gewisse geistliche Anmut nicht abgesprochen werden. Doch beide, Handke und Nenning, wenn noch so geeignet fürs geistliche Amt. werden es schon deshalb nicht ergreifen, weil der Pfaffe, bloß in der Funktion des Pfaffen, längst keine Attraktion mehr ist; als Anhänger eines Glaubens, den er mit jedem Ausbeuter, Folterknecht und Kriegsverbrecher zu teilen bereit ist, fehlt es ihm an Glaubwürdigkeit.

Hier springt das weltliche Pfaffentum in die Bresche; um die Unglaubwürdigkeit der Kirche wettzumachen, muß, einer Nebenkirche gleich, die weitverzweigteste Institution der Welt: das philosophische, künstlerische, wissenschaftliche und, selbstverständlich, das journalistische Pfaffentum unermüdlich tätig sein. Doch nicht immer mit gleicher Intensität; es kommt drauf an, wie dringend das Pfaffentum insgesamt, das geistliche wie das weltliche, jeweils zur Stabilisierung von Herrschaft gebraucht wird.

Angesichts der Ungewißheit eines dritten Weltkriegs, der die Verwertungsprobleme des Kapitals beseitigen würde, doch angesichts der Gewißheit, daß irgendein Krieg auf jeden Fall geführt werden muß, um das System zu retten, und zwar einer gegen die eigene Bevölkerung, gegen das Heer der Arbeitslosen, wird der ideologische Krieg, die geistige und seelische Vernichtung der Menschen so bedeutsam wie noch nie in diesem Jahrhundert, auch nicht wie im Dritten Reich (das den Ausweg in den Krieg immer konzipiert hatte).

Dementsprechend wird das Pfaffentum eine neue, ungeahnte Blüte erleben. Der Vatikan hat bereits reagiert mit der Wahl von Wojtyla; der wieder hat in Österreich geistliche Funktionäre eingesetzt, die, der historischen Situation entsprechend, derart weit hinters Mittelalter zurückfallen, daß ihnen gegenüber selbst ein Tiroler Bischof – will er nicht alles verleugnen, was er gegen den militanten Antisemitismus in seiner Heimat milde geäußert hat – zum Aufständischen wird.

Die Anführer und Leuchten des weltlichen Pfaffentums werden nicht vom Stellvertreter Gottes eingesetzt, sondern einfach ermittelt aufgrund ihrer Tüchtigkeit. Dabei hat Handke sich in den letzten Jahren für eine Führungsaufgabe empfohlen, so eindeutig, daß ihm zwar viele die Rolle des literarischen Oberpfaffen neiden, noch niemand sie ihm aber streitig zu machen wagt; wie lange noch ist angesichts des gewaltig nachdrängenden Potentials schwer zu sagen; jedenfalls wird Handke es nicht leicht haben, da sein Wortgebimmel jetzt schon mit höchstem Wohlklang erschallt und eine Steigerung nur noch in der Lautstärke denkbar ist.

In dieser Gesellschaft tritt Geschichte auf als Instanz, die sich, ähnlich der Vorsehung, nicht gerne dreinpfuschen läßt. Wer sich eigenmächtig einen Platz in ihr sucht, hat sichs schnell mit ihr verscherzt. Lieber ist es ihr, sich von ihr den Platz zuweisen zu lassen. Wer sich das bieten läßt, muß allerdings in Kauf nehmen, daß er sich nicht aussuchen kann, wer auf dem Platz neben ihm sitzt.

Ein Meisterstück literarischen Pfaffentums liefert Handke in einem Artikel gegen Waldheim, in dem er vorgibt, über seinen Schatten zu springen, in Wahrheit aber auch hier nichts anderes praktiziert als sonst: unter der ständigen Beteuerung, mit den Niederungen der Politik nichts gemein zu haben, krassen politischen Konservatismus zu verbreiten – schlauerweise verpackt in einen Angriff gegen Waldheim, einen besonders schmierigen Vertreter jener Weltanschauung. Dieser Handke-Text täuscht einen Angriff gegen etwas vor, das er selbst in reinster Form zum Ausdruck bringt: den Wende-Geist, der während des Bundespräsidenten-Wahlkampfs zum Durchbruch kam.

»Es ist in Österreich«, so hebt Handke an, »anders als in fast allen europäischen Ländern, nicht Tradition, daß die Schriftsteller sich in die Tagespolitik einmischen.« An dieser Lüge ist was Wahres dran. Es gab und gibt in Österreich Schriftsteller, die Politik machen, indem sie mit pathologischer Inbrunst an die große Glocke hängen, sich um Himmels willen in so etwas wie Politik nicht einzumischen. Sie werden paramilitärisch flankiert von der offiziellen Literaturgeschichtsschreibung, welche dieses Verhalten nicht nur lobt und empfiehlt, sondern auch zur Norm erklärt; doch nicht nur aus Staatsraison und Dienstfertigkeit, sondern auch aus sachlichem Zwang. Denn neben der Tradition, die zur einzigen erklärt wird, gibt es eine zweite, so anders, daß sie von pluralistischer Hand nicht einfach neben die erste gestellt werden kann: Nestroy ist nicht ein Dramatiker neben Hebbel, sondern dessen Gegensatz; und Karl Kraus steht nicht neben Hofmannsthal, sondern gegen ihn. Denn Nestroy und Kraus verkörpern die zur offiziellen konträre Tradition nicht dadurch, daß sie sich halt irgendwie in Politik einmischten, nach Möglichkeit beiläufig und außerkünstlerisch – das hätte man ihnen nachgesehen – , ganz im Gegenteil, sie trieben die politische Einmischung zu höchster Kunst; ihre literarischen Kontrahenten hingegen kamen nicht oft und nicht weit über den erbaulichen Kitsch hinaus.

Es ist also nicht so, daß Handke die zweite Tradition verschweigt, weil sie ihm vielleicht mißfällt oder er sich einer anderen verpflichtet fühlt; er weiß von ihr nichts mehr, weil er sie verdrängen mußte, andernfalls er seine künstlerische und intellektuelle Existenz in Frage gestellt sähe.

In der gewaltsam zurechtgebogenen Geschichte ist die Gewalt nicht bereit, auf das Hausrecht zu verzichten; Handkes Geschichtsbild strotzt folglich von Monstern und Monströsitäten. Grillparzer, auf den er sich beruft, tritt nicht nur auf als »unser großer Nationaldichter«, sondern gleich auch als »Beispielsfigur« und »Leitbild«. Fortgerissen vom Schwung der Sonntagsrede ernennt er Grillparzer schließlich zum Leiter der Ausbürgerungsbehörde und versteigt sich zu der Drohung: »...in Grillparzers Lager, nur in seinem, ist Österreich!« Und in welches Lager, bitte, kommen die, die sich nicht freiwillig in Grillparzers Lager einfinden? Dieser Frage geht Handke zum Glück noch nicht nach, weil sie nur eine lausige Minderheit betrifft, welche außerdem gar nicht zum Volk gehört. Vorderhand ruht sein schwärmerisches Auge nur auf der Mehrheit. »Die Kraft des Volkes«, das ergaben seine Ermittlungen, »geht...aus von den erstaunlich vielen Einzelnen«. Ja, auch ich habe mich nach der letzten Volkszählung gewundert, daß es trotz der Drohung, in Grillparzers Lager zu müssen, immer noch so viele sind. Sie alle hat Handke gezählt und ist dabei zu einem sensationellen Resultat gekommen: »...zusammengerechnet ergäben sie, jeder für sich eine stolze Minderheit, da bin ich sicher, die überwältigende Mehrheit«.

Diese Mehrheit freilich – und das soll nicht zum erstenmal passiert sein – ist nach jenem Resultat derart von sich überwältigt, daß sie nur noch schweigt. Gott sei Dank hat sie Handke, der, seinerseits überwältigt, und zwar vom Sendungsbewußtsein, der Mehrheit folgendes predigt: »Ich will sprechen – und nicht als Schriftsteller oder Bürger, sondern im Namen eines Volkes, des wirklichen, so oft an den Rand gedrängten, kaum je gefragten, fast schon verstummten österreichischen Volks.«

Wie reaktionär eine Gesellschaft bereits ist, läßt sich an der Dreistigkeit ihrer geistigen Anführer ablesen. Daß eine nicht im eigenen Namen spricht, sondern im Namen anderer, gilt als Hauptmerkmal der autoritären Persönlichkeit; daß jemand glich im Namen des Volkes spricht, kann nur der Jubel darüber sein, daß die eigene Struktur im Begriffe steht, sich mit der gesellschaftlichen zu decken.

Das wird ausgerechnet in einem Text vorgeführt, der sich gegen Waldheim richten soll – gegen eine Person, die übrigens geistig nicht vom Nationalsozialismus herkommt, sondern vom österreichischen Klerikalfaschismus. Das Regime dieses Faschismus, der autoritäre Ständestaat, in den Jahren vor Hitlers Einmarsch an der Macht, installierte landesweit eine Sprache, welche vor Feierlichkeit und Aufgeblasenheit barst. An sie knüpft Handke an, wenn er, grotesker geht es nicht mehr, Waldheim für ungeeignet hält, »das österreichische Volk zu einem Schimmer von tätigem Mitleid, das heißt, zum Erbarmen mit gleich welchen Opfern« aufzurufen.

Man kann nur hoffen, daß Waldheim dazu tatsächlich ungeeignet ist; denn ein solcher Aufruf – erlassen von wem immer – würde die Naziverbrecher und ihre politischen Nachfahren endgültig willkommen heißen in der österreichischen Volksgemeinschaft; und die Opfer, die noch lebenden und die toten, hätten nicht nur den grauenvollen Schaden gehabt, sondern dank tätigen Mitleids auch noch den zynischen Spott. Waldheim traue ich übrigens einen solchen Aufruf – nichtssagend und verwaschen, dennoch lauernd und gefährlich – ohne weiteres zu.

Handke contra Waldheim, das ist in Wahrheit weder antifaschistischer Appell, noch moralische Entrüstung, noch Einmischen in die Politik, sondern ein geistiger Führungsstreit. Der literarische Phrasendrechsler wittert im politischen Phrasendrescher den Konkurrenten. Daß der fürs erste die Oberhand hält, war Handke trotz inbrünstiger Heilserwartung immer klar. Da er aber nicht mehr leben kann, ohne seinerseits die Mehrheit hinter sich zu zitieren, existieren zur Zeit in Österreich zwei Mehrheiten, die gute, welche das Volk heißt und überwältigend ist, auf seiten Handkes, die schlechte, von ihm »großer Haufen« geschimpft, auf seiten Waldheims.

Doch schon für den Tag des Waldheim-Sieges hat Handke erste Gegenschläge vorbereitet, zum Beispiel einen Sabotageakt der Kirchenglocken, die ja schon seit längerem auf sein Kommando hören: »...am Abend des 8. Juni wird sich da Klang der Kirchenglocken, welcher auch immer, eher blechern anhören, ohne Widerhall, ohne Gegenwart, ohne Zukunft.« Und sind erst alle Ohren lahmgelegt vom häßlichen Geläut, werden Widerstandskämpfer das Chaos rücksichtslos ausnutzen: »Dafür werden vielleicht hier und da, in Stadt und Land, die ersten Leuchtkäfer des Jahres auffliegen; stumm; doch jeder Lichtpunkt für sich eine Gegenstimme.« Wenn mein Verstand auch dem kühlen Strategen Handke glaubt, so wünscht mein Herz sich doch, daß die Leuchtkäfer nicht schon beim asten Einsatz auffliegen. Vielleicht sollte man sie nur bei Tag einsetzen, da kann der Feind sie nicht so leicht ausmachen.

Handke verfügt auch schon über einen Plan, als Traum getarnt, wie aus dem bösen Haufen ein gutes Volk zu machen ist. Das Unternehmen ist umständlich, aber effektiv und setzt ein mit einer Fernsehrede Waldheims, in da dieser sich plötzlich erinnert, die Nazizeit als eine »sehr ernste« Zeit bezeichnet zu haben und dafür von Handke gerügt worden zu sein: Jene Zeit sei »apokalyptisch« gewesen! Bei dieser Erinnerung beginnt Waldheim mitten in seiner Fernsehrede zu weinen – ob aus Lachen oder Bestürzung, bleibt offen. Das weitere Geschehen folgt unerbittlich dem Mechanismus der sentimentalen, kitschigen Idee: Waldheims Weinen überträgt sich auf die Fernsehzuschauer, und »aus der Horde da Verstockten dort, den

Ausredenmister gleich ihm, den Verkehrern der Tatsachen, wurden Mitweinende, und diese erst, o Neuigkeit, durften 'Volk' heißen«. Aus Waldheim-Anhänger sind also, o Schreck, Jünger geworden; die paar Zuschauer aber, die im entscheidenden Moment keine Tränen mehr hatten, weil sie sich vorher über Handkes völkische Prosa krankgelacht hatten, wurden zur Strafe Waldheim als Trostpreis zuerkannt; mit denen steht er nun da als »da unwürdige Vorstand eines Unvolks«.

Kein Gedanke mehr bei Handke, der nicht, statt sich einfach diesen Namen zu verdienen, auf Tiefsinn pocht und damit beides verspielt, Tiefe und Sinn; kein Satz mehr, der ohne pompöse Inszenierung auskommt. Dennoch ist das kein Niedergang; es wird jetzt nur an Mystik geerntet, was früher an Positivismus gesät wurde. Das zeigt sich in Handkes letzten Büchern noch deutlicher als in seinem Waldheim-Artikel.

Handke lebt heute literarisch in einer Welt, in der kein Furz gelassen werden darf, ohne daß er auf seine tiefere Bedeutung untersucht wird. Früher war das scheinbar anders, da hütete Handke sich, den Dingen eine Bedeutung zuzuschreiben: Er löste sie aus dem Zusammenhang, isolierte sie literarisch und stellte sie kommentarlos aus. Etwas aus dem gewohnten Zusammenhang reißen, ist ein Akt von Aufmerksamkeit, wenn auch der denkbar bescheidenste. Da in diesem Gesellschaftszustand das Gewohnte meist von Übel ist, bedeutet das bloße Hinzeigen darauf weder Erkenntnis, noch Entlarvung. Davor drückte Handke sich ohnedies, er war von Anfang an der literarische Repräsentant der von oben erlaubten Kritik; und erwarb sich den Ruf eines guten Beobachters dadurch, daß er deutlich merken ließ, wann er den Blick von seinem Gegenstand abwendet und zu Boden senkt: ehe nämlich die soziale Dimension ins Blickfeld kommt.

Die Kunst steht immer vor einem großen Rätsel, wenn sie sich fragt, wie sie die Welt darstellen kann. Man kann es sich aber auch wie Handke leicht machen, indem man die Welt zurechtstutzt auf die augenblicklichen Möglichkeiten seiner Kunst. Das Kunstwerk kracht dann nicht in allen Fugen, in Gefahr, daß es an den Schwierigkeiten, die Wahrheit zu schreiben, zerbricht, sondern muß sich bescheiden mit ästhetischen Ansprüchen des Künstlers, in denen für reale Widersprüche kein Platz ist.

Bezeichnend Handkes Klage im Waldheim-Artikel, daß »der Gegenstand ein derart unpoetischer, d. h. Worte abstoßender ist«. Gemeint ist Waldheim, der isolierte Gegenstand. Es geht nicht um das Symptom, sondern um die Person, welche vom Autor so lange aufgeblasen wird, bis sie mit seinen aufgeblasenen Wörtern zur Deckung gelangt.

Das positivistische Herangehen an die Welt, jedes Ding für sich als neutrales Faktum zu betrachten, gab sich eine Zeitlang erfolgreich aus als objektiv, unideologisch und deshalb wahrhaftig. In Wirklichkeit versteckte sich dahinter nur das alte autoritäre, herrschaftsgläubige Verhalten, das, durch den Faschismus für einige Zeit diskreditiert, sich statt aufs abgründige Wesen auf die angeblich unverdächtige Erscheinung berief. Dieses Versteckspiel ist nun nicht mehr nötig; von den Autoren hat Handke das als einer der ersten erkannt.

Im neuen Verhalten drückt sich mehr aus als Opportunismus: Positivismus und Mystik gehören zusammen. Ersterer ist die Ideologie der bürgerlichen Gesellschaft im Stadium der Konjunktur, in der man es sich leisten kann, da das System floriert, über alles ganz nüchtern zu reden, außer übers System selbst, das ja die nächste Krise bereits ausbrütet. In der Krise ist es mit dem sachlichen Ton vorbei; das System, primär von sich selbst bedroht, sieht überall Feinde, verteidigt und rechtfertigt sich auf Schritt und Tritt, auch wenn es noch gar niemand angreift. Herrschaft, in die Krise geraten, wird aggressiv. Als historisch sinnlose Ordnung und absurde Hierarchie organisiert sie wieder einmal den unsäglichen Terror des Sinns und der Werte.

Zum Glück fällt ihren Apologeten, einschließlich der Künstler. die Umstellung nicht schwer; Handke exerziert das vor: Man starre so lange auf die Dinge, bis sich durch Halluzination Sinn ergibt; einer, der möglichst nicht einsehbar ist. Denn irrationale Herrschaft braucht nicht nur irrationale Ideologie, sondern auch eine entsprechende Kunst.

Handkes Buch »Die Wiederholung« beginnt mit folgendem Satz: »Ein Vierteljahrhundert oder ein Tag ist vergangen, seit ich, auf der Spur meines verschollenen Bruders in Jesenice ankam.« Der Satz ist ein banausisches Programm, erstellt, um von Anfang an nachfragende Banausen fernzuhalten. Es könnte ja einer fragen: Wie soll ich wissen, wann der Ich-Erzähler in Jesenice ankam, wenn er es selber nicht weiß; wenn es nicht einmal der Autor weiß; warum wartet er mit der Niederschrift nicht, bis ihm wenigstens klar ist, wann seine Geschichte spielt?

Banausen-Frage. Schon der nächste Satz stellt klar: »Ich war noch nicht zwanzig und hatte in der Schule gerade die letzte Prüfung hinter mir.« Also spielt die Geschichte doch vor einem Vierteljahrhundert. Man könnte einwenden, daß der Autor mit der Formulierung »ein Vierteljahrhundert oder ein Tag« eine Erzählung vom historischen Ablauf in den poetischen überträgt; doch das macht jede Erzählung, anders geht es gar nicht, nicht einmal in der Dokumentation: jede künstlerische Darstellung findet in einer ästhetischen Gegenwart statt.

Handke scheint aber kein Zutrauen mehr in die künstlerischen Möglichkeiten zu haben. Nach jedem Punkt, den er setzt, pflanzt er sich auf und verkündet aufs neue: So, jetzt schreibe ich wieder einen Satz. Zwanghaft und mechanisch bläut er jeder inhaltlichen Nichtigkeit, jeder handwerklichen Selbstverständlichkeit Bedeutung ein, bis seine Kunst erschöpft als Kunstfertigkeit darniederliegt.

Der gehobene, wichtigtuerische Ton ist außerdem bis zur Lächerlichkeit bürokratisch. Der Ich-Erzähler verwandelt sich in ein Amt. in dem er zugleich Subjekt und Objekt der Verwaltung ist und wo das Ich sich in ein Man verwandelt. Sitzt er auf einem Berg im Schutz eines Steinwalls, darf er nicht einfach um sich schauen, sondern teilt sich von Amts wegen nur zwei bestimmte Möglichkeiten zu: »In diesem Schutz hatte man entweder Zeit, an jene Schlacht des Altertums zu denken.... oder bekam... Augen für das Menschenwerk...« Von der ersten Möglichkeit, an die Schlacht zu denken, macht der Erzähler nur kurz Gebrauch, ausgiebiger von der zweiten. Was er zu sehen bekommt, läßt sich herzeigen: ». ..die Steinwälle ebenso wie die kleinen Holzgatter darin, ein Muster aus parallelen Stangen, geschnitten aus dem Gestrüpp nebenan, so schmal, so krumm, die Zwischenräume so groß, daß darin das Urbild eines Gatters, einer Tür, eines Tors, einer Pforte kenntlich wurde: so wie die Natur für das Ausformen von Kristallen die Zwischenräume nötig hatte, so das forschende Auge für das Innewerden der Urbilder.«

Man kennt das aus der Geschichte der Kunst und Philosophie bis zum Überdruß: Wenn Gestaltungs- und Erkenntniskraft am Ende sind, wird mit der Beschwörung eines Urbilds der Eindruck vermittelt, sie stünden noch in Blüte. Am einzigen Geheimnis des Urbilds, daß es keines gibt, rätselt der Künstler herum mit dem Ergebnis, daß er ein Bild des Urbilds nicht zustande bringt. Das scheint ihm auch egal zu sein, jedenfalls gibt er sich keine Mühe, es zu vertuschen, parliert lässig »vom Urbild eines Gatters, einer Tür, eines Tors, einer Pforte«, also von irgend so einem Eingang halt; darauf kommt's nicht an, sondern einzig auf das Erlebnis, zu dem angeblich nur der Künstler fähig ist; selbstverständlich erübrigen sich auch Vermittlung und Darstellung jenes Erlebnisses.

Es verhält sich in der Kunst wie in der Religion: Da Gott nicht zu sehen ist, müssen Seher her, die zwar auch nichts sehen, dafür aber Gott schauen. Haben sie ihn geschaut, ist nur mehr die Frage, wer ihnen das abnimmt. Dabei soll ihnen die Gewalt der Sprache behilflich sein; wer dennoch nicht hören will, wird die reale Gewalt fühlen müssen.

Das schlecht Metaphysische, das leere Allgemeine, auf das der Begriff des Urbilds hinaus will, ist der Todfeind alles Konkreten. Bei Handke erscheint es: die konkrete Erinnerung, Beobachtung, jedes Denken, Fühlen, Handeln nur noch als das an den Haaren herbeigezogene Exempel für anderes: als trübselige Erscheinung, zu nichts gut, als eine Spur zu legen zum vermeintlich eigentlichen Wesen. Einsicht wäre hingegen, in der Erscheinung das Wesen auszumachen. Wo, wie bei Handke, die Erscheinung aber nur marktschreierisch das Wesen ankündigen darf, erscheint dieses dann als mächtiges Wort, als Suggestion. Das Ergebnis ist eine merkwürdige Ankündigungsprosa, in der, nach einem Diktum von Hegel, die Messer zwar ständig geschliffen werden, aber niemals geschnitten wird. In Handkes Texten kommt es zur Interpretation der Welt, ehe deren Darstellung versucht wird, sie lesen sich deshalb, was dem Autor übrigens nicht entgangen ist, wie Primär- und Sekundärliteratur in einem.

Daß einer, der mit seiner Betroffenheit und Sensibilität hausieren geht, kein sonderlich empfindlicher Kerl ist, konnte man sich denken. Nun aber schwingt Handke die Sprache bereits als Zuchtstock; ein kleines Wort mit besonderer Wucht, das Wort »da«. Es war und ist in Österreich das Kennwort der Wertebewahrer, des großbürgerlichen Journalismus, der Prediger, der reaktionären Lehrer, der gewissenlosen Justiz. »Die da meinen...«, so erheben sie drohend die Stimme; »die da glauben, sie können schon wieder...«; »die da versuchen...«, so schreiben sie, brüllen sie, belehren sie; und jeder, den das Wort trifft, weiß, nun steht er auf der Liste, unterstrichen und mit Rufzeichen.

Dieses Kennwort hat Handke sich als Sprachprügel angeeignet, als Urlaut, der sich neben dem Urbild nicht schlecht ausnimmt. In der Erzählung »Nachmittag eines Schriftstellers« bekommt man diesen Prügel ausgiebigst zu spüren. Von »den Launen« ist die Rede, »den Zufällen, den Eingebungen, die ihm *da* als das Richtige erschienen«; gleich darauf wird gefragt: »Und gab es *da* nicht jenes andere, immer wieder mißachtete Gelöbnis...?« Breit und patzig läßt sich das »da« am Stammtisch der Sprache nieder, um Sätzen Gehör zu verschaffen, die offenbar die Hoffnung aufgegeben haben, von sich aus, ohne Getöse, Gehör zu finden.

Diese Methode taugt auch dazu, dem bloß informativen Satz Sinnlichkeit aufzuschminken. Die Mitteilung, jemand habe, in der Passage zum Fluß, am Kiosk eine Zeitung verlangt, hört sich dann so an: »Als er in der Passage zum Fluß hin, am Kiosk dort, eine Zeitung verlangte...« In ähnlicher Füllwort-Technik werden übrigens am Boulevard die Kolumnen verfaßt.

Dennoch hat Österreichs Chefkritikerin Löffler recht, wenn sie meint, Handke schreibe Weltliteratur, schließlich sagt der Autor das, in etwas feierlichen Worten, ja auch. Löffler merkt bloß nicht, daß diese Weltliteratur die Allerweltsliteratur von gestern ist – jener Schwulst, der sich nach dem Krieg versteckt hat und nun hervorkriecht, weil er, wenn schon nicht Blut, so doch Boden wittert.

»Aug in Auge, Ruck um Ruck, näherte sich so einer dem andern, bis du Ich warst, und ich Du. Du Anbetungswürdige unter dem Maulbeerbaum. Du bist die einzige geblieben, von der auf mich überging, sie sei mein.«

Nenning hat recht: »Also der Handke, wie er das so schreibt, der wär gar kein schlechter Kärntner Bischof.« Der Schriftsteller und der Journalist treten als Pfaffen auf, weil ihre irdische Autorität an Gewicht gewinnt, wenn sie vorgeben,

über den Klingelbeutel und einen von dort weiterführenden Draht mit dem Außerirdischen verbunden zu sein. So läßt sich das Produkt, der erbauliche Plunder, besser vermarkten und die Wirkung auf die Welt vertiefen.

Und darauf kommt es an in diesen schlechten Zeiten. Der Schriftsteller und der Journalist schreiben sich die Finger wund, damit die Welt nicht auseinanderbricht; sie tun das nicht nur aus Dienst an der Macht, sondern auch aus Eigennutz: Sie wissen, würde die Welt auseinanderbrechen, käme der Teufel und holte sie. Denn sie haben ihm zu viele empörte Seelen abspenstig gemacht, zu Seelchen deformiert und eine Anhängerschaft daraus gebildet, zu bigott, als daß dem Teufel nicht grauste.

Konkret 10/87, S. 73

**Hermann Peter Piwitt**

# Ein Autor ist nie ganz bei Trost

**Über die Dauerkrise im Schriftstellerverband**

Alles schien einfach zu sein zu Zeiten gewisser linker Illusionen. Das politische Idyll jener Anfangsjahre des VS in der IG Druck und Papier schildert der – kommunistischer Umtriebe gewiß unverdächtige – DDR-Flüchtling von 1957, Gerhard Zwerenz, 1974 in seinem Buch »Der Widerspruch« so: »Die kommunistische Fraktion im Schriftstellerverband besticht durch Ruhe, Besonnenheit, Disziplin. Ihr Sprecher, Friedrich Hitzer, weiß wohlklingend und genau zu artikulieren. Erste Anzeichen von Faszination, die von der Gruppe ausstrahlen, sind zu spüren. Das wird wohl auf eine Auseinandersetzung der KP-Fraktion Walser-Hitzer mit der führenden SPD-Gruppe Lattmann-Grass hinauslaufen. In Hamburg allerdings fand das SPD-Establishment bei der KP-Gruppe die unbedenklichsten Mitstreiter...« Ob das so den Tatsachen entsprach, weiß ich nicht; ich war nicht dabei. Ohne Zweifel aber herrschte der Konsens, wonach der Geist – weil idealistisch, vogelfrei und bedürftig – gewissermaßen von Natur aus links stehe und also auch problemlos sich würde gemein machen können mit den Organisationen und Bewegungen, zu denen sich Ausgepowerte in aller Welt im Widerstand gegen den täglichen Klassenkampf von oben zusammengefunden haben.

Nun stimmt das aber nicht und hat nie gestimmt. Denn 1. gab und gibt es Autoren, die sich zum Chauvinismus, zum Imperialismus, zur Versklavung fremder Völker oder auch nur zum Engagement in vermeintlich zeit- und geschichtslosen Räumen bekannt haben und trotzdem, gewissermaßen quer zu ihrem Bekenntnis, beachtliche Sachen schrieben. Und 2. ist die Geschichte des Geistes überhaupt nie nur eine Heroen- sondern auch eine Huren- und Narrengeschichte gewesen.

Obwohl wir also damals von falschen Prämissen ausgingen, hielten uns doch vertraute Defizite (oder auch nur – bei den Bessergestellten – die Erinnerung an diese) gegen gemeinsame Widersacher zusammen.

Indessen wird die Frage »Was soll's eigentlich?« nun häufiger und lauter gestellt. Zwar sind in den letzten Jahren prozentual weit weniger Kollegen aus dem VS ausgetreten, als die IG-Druck und Papier insgesamt, bzw. andere Gewerkschaften, an Austritten zu verzeichnen hatte. Auch stimmt nicht, daß immer nur die Besten gehen; aber wie Miraculix, der Druide, in 'Asterix und die Normannen' können wir auch nicht einfach sagen: »Es sind immer die Schlechtesten, die uns verlassen.« Auch tritt nicht jeder im Zorn aus und mancher bleibt nur aus Sentimentalität drin. Und hat man nicht Kranken- und Rentenversicherung jetzt unter Dach? Und die regelmäßigen Überweisungen der 'Verwertungsgesellschaft Wort'? Und dann die Geschichte mit der Neuen Heimat! Und was überhaupt ist mit unserem Nachwuchs? Da lese ich Peter Sloeterdijks Losung vom »vernünftigen Geschehenlassen« und erinnere mich an Arnold Gehlens Forderung aus der 'Theorie der Willensfreiheit' von 1933, nämlich »das zu bejahen, was sowieso geschieht.« Kurz, sehen wir da nicht geradezu echt alt aus mit unserer Schriftsteller-Gewerkschaft, zeitgeistmäßig?

Ich kann mir nicht helfen (und das mürrische Kommen und Gehen in den Vorständen scheint mir recht zu geben): Ich glaube, daß Gewerkschaftstätigkeit sich mit dichterischer Arbeit in der Regel auf die Dauer eigentlich nicht verträgt. Und das nicht nur, weil Thomas Mann recht hat, wenn er, in den 'Betrachtungen eines Unpolitischen', Dichter »liederliche, ganz und gar unzulässige Gesellen« nennt. Sondern weil nie ganz bei Troste Sein eine Kondition des Schreibens ist.

Haben also die Kollegen von 1973 uns einen Kuckuck ins Nest gesetzt, den wir nun durchfüttern müssen bis zum Geht-nicht-mehr? Und grenzt das nicht bereits an tragischen Nihilismus? Und wenn denn schon 'tragischer Nihilismus', hätten wir ihn dann nicht gern schon etwas chaotischer, emotionsgeladener, berauschter?

Andererseits: Die Kolleginnen und Kollegen, die diesen Verband der Bürokratie zeihen, des Funktionärswesens, der Vereinsmeierei, die Emotionen vermissen und die eigenen bedenkenlos von der Leine lassen, um dann zur Springer-Presse zu rennen, wird ihnen auch nur einmal mit Emotion geantwortet, – auch sie sind ja nicht immer 24 Stunden um die Uhr kreativ von Sinnen. Ihr Kontoführer bei der Bank, die Kassiererin im Supermarkt, ihr Hauswirt, die Freunde und Verwandten würden sich das jedenfalls herzlich verbitten. Ist es denn also zuviel verlangt, daß sie – wenn sie denn schon einen Teil solcher für sie offenbar toter Zeit dem Verband opfern wollen – daß sie dann in Zivil kommen? Genial sind wir schließlich sowieso alle; und hinreichend verrückt auch. Aber das ist schließlich erst die Grundschule. Wenn dann also, trotz derart ubiquitärer Berufsgebrechen, Kolleginnen und Kollegen sich mit so dürrer Materie wie Vertrags-, Tarif- und Urheberrecht befassen und ihre Bemühungen womöglich auch noch auf unseren verwüsteten Konten durchschlagen, – sollten sie dann nicht zunächst einmal grundsätzlich unseres verdammten Respekts sicher sein können, welche Fehler sie dabei – oder darüber hinaus – auch machen?

Da ist ein gewerkschaftlicher Fachverband, der besteht aus literarischen Großunternehmern und Nebenerwerbsbetrieblern, aus Professionals und Dilettanten, aus Psychen und Profilneurosen jeder Spielart. Und alle sollen sich einig sein. Wie das?

Da ist, weiter, Westdeutschland, Hamburg zumal: Was Literatur angeht, die nicht der bloßen Repräsentanz dient, so legendär geizig wie man es der Stadt berühmtestem Fußballer, Uwe Seeler, in den Kneipen ums HSV-Vereinslokal

nachsagt. Und da ist Berlin, überquellend ausgestattet mit Subventionen, Preisen, Reisestipendien, Tagungen und literarischen Sekundäreinrichtungen – und, natürlich, dem entsprechenden Selbstbild: Ich weiß, wovon ich rede: Ich selbst bin einmal, 1967, von Berlin weggegangen mit diesem besonderen Berlin-Gefühl, nämlich fast sicher, daß in der Provinz nichts weiter los ist. Tatsächlich war, jedenfalls bis zum Bau der Mauer, in Berlin nichts los. Was wissen die Berliner von uns? Wenig. Und was wissen wir von ihnen? Auch nicht viel. Viel zu wenig jedenfalls von den Kollegen, die aus der DDR gekommen und in Berlin geblieben sind; da wir doch, leider, fast ausschließlich aus den gutbürgerlichen Feuilletons von FAZ bis TAZ von ihnen erfahren...

Ich meine, auch dieses Nicht-wissen voneinander – Folge nicht zuletzt unserer einsamen Arbeitsweise – gehört zu den Defiziten im Verband. Und diese Defizite werden uns, gerade auch in der gewerkschaftlichen Arbeit in Zukunft umso mehr zu schaffen machen, wie wir sie weiter verdrängen mit dem Hinweis darauf, sie seien nicht gewerkschaftlicher Natur. Blieben wir jedenfalls bei dieser Praxis, dann wären wir wirklich nicht besser als der Deutsche Bauernverband, wo auch jedes Jahr für alle mehr herausgeholt werden soll, und wer dann die Widersprüche im Verband selbst einmal zur Sprache bringt, der ist dann allemal ein 'Spalter' und 'Chaot'.

Was ist von einer zukünftigen IG-Medien zu erwarten? Eine Stärkung unserer Position, zum Beispiel einen Platz in den Rundfunkräten, – oder das Verschwinden in einer Mammutgewerkschaft? Eine zukünftige Fachgruppe Schriftsteller, wird sie zum Beispiel in Zukunft noch demütiger oben nachfragen müssen, bevor sie sich öffentlich politisch äußern darf? Sollten wir nicht diese IG-Medien überhaupt ersteinmal ein bißchen vergessen, so wie wir im Augenblick als Gewerkschaftsgruppe den Begriff von uns Autoren haben? Weiter: Viele Jahre lang standen nicht wenige von uns auf Gewerkschaftsveranstaltungen Gedicht bei Fuß als Pausenclown zwischen Rock-Musik und Demo dumm herum; für Romane und Reportagen haben wir uns vor Ort kundig gemacht. 'Was können wir für die Kollegen an den Maschinen tun?' haben wir uns gefragt. Jetzt ist es womöglich an der Zeit, einmal zurückzufragen: Was eigentlich tun sie für uns? Also die Frage nach Utopie und Wirklichkeit des sogenannten gewerkschaftlichen 'Kulturauftrags'.

Und schließlich, wenn die Verleger das maschinenlesbare Manuskript erzwingen? Der Autor als Heimarbeiter, der Korrektoren, Setzer und Lektoren überflüssig macht, indem er gezwungen wird, Disketten abzuliefern vom personal computer, dessen Anschaffungs- und Materialkosten er selbst zu tragen hat: ist das die Zukunft? Und wenn, muß sie uns nur schrecken oder schlagen uns die neuen Produktionsmittel am Ende sogar zum Segen aus? Noch Fragen? Ich denke, ja.

Konkret 10/87, S. 74

**Hermann L. Gremliza**

# Gremlizas express

Die Sportredaktion der »Frankfurter Rundschau« stellt die Frage: »Ist Galopprennen Tierquälerei?« Und die Frage stellen, heißt, sie beantworten lassen:

*Frankfurts Zoodirektor: Dr. Faust: »Es handelt sich um eine Überzüchtung in eine vom Mensch gewünschte Richtung. Ich bin generell gegen alle Übertreibungen. Ich frage: Ist das Pferd noch glücklich dabei?«*

Ich, der ich generell für alle Übertreibungen bin, denke, daß es dem Pferd vielleicht jene Wurst ist, in die es widrigenfalls kommt, und daß es sich bei einem Zoodirektor, der sich Dr. Faust nennt, bevor er einem Reporter das stellt, was in der Redaktion als Gretchenfrage gilt, um eine Überzüchtung in eine vom Linksliberalismus gewünschte Richtung handelt – hin zu jenem Mensch, das nach dem Glück des Pferdes nicht mehr sich, sondern gleich das Pferd fragt:

*Irmela Czarnetzki, 1. Vorsitzende des Tierschutzvereins Frankfurt: »Wenn man das Pferd fragen würde, würde es diese Leistung nicht bringen«,*

sondern auf den Jockey steigen und mit ihm ein Finish hinlegen, das die Frage, was denn nun plötzlich in der Wurst ist, ganz neu stellte.

Wenn aber alle Eseleien gemacht sein werden, jede Dummheit ausgesprochen und aller Schwachsinn rausgelassen, wird immer noch der Rolf Hochhuth übrigbleiben, um den Lesern der »Hör zu« zu erklären:

*In der Mitte des 17. Jahrhunderts erschien der Band über Böhmen, den der Kupferstecher Matthäus Merian aus Basel hat drucken lassen; der erste Satz des Buches lautete: »Böhmen ist ein Land in Teutschland...« Das ist nun verspielt durch Hitlers Krieg.*

Es wäre roh, den Hochhuth, der sich vielstellige Verdienste erworben hat, einfach einen Trottel zu nennen. Denn er ist ein in Grenzen begabter Mann. Es sind die von 1937.

Meinem Votum gegen die Todesstrafe liegt die Erfahrung zugrunde, daß es doch immer die Falschen trifft. Kunststrolche, die der alten Literatur den Hals umdrehn, um mit einem Handtäschchen voller Tantiemen das Weite zu suchen, bekommen nicht mal einen Bußgeldbescheid, sondern lösen im Feuilleton der »FAZ« klammheimliche Freude über den neuen »Don Giovanni« aus:

*Der verhängnisvolle Händedruck mit dem steinernen Gast hat für Savarys Ladykiller übrigens die Folge, daß er von einem nicht näher genannten Virus befallen wird. Könnte eine Deutung aktueller sein?*

Beim nächsten Mal, wenn Savary in Salzburg die »Zauberflöte« macht, darf die aktualisierte Pamina singen: Bei Männern, welche Liebe fühlen, fehlt auch ein guter Präser nicht. ..

Jener bayerische Staatssekretär, der den größten anzunehmenden Unfall im Namen führt, schreibt im »Spiegel« über die

*beklagenswerten Opfer von Pinochet, Allende und der »Mir«.*

Natürlich ist diese dreckige Verleumdung Allendes, dem doch nur vorzuwerfen wäre, daß er die Pinochets und die chilenischen Gauweiler, statt mit ihnen die Lichtmasten Santiagos zu schmücken, in Ruhe überleben ließ, durch das Recht der freien Meinungsäußerung gedeckt und liegt durchaus nicht unter jener Gürtellinie, die jeder journalistische Ladenschwengel reklamieren würde, wenn ich behauptete, daß sich hinter den martialischsten Typen häufig eine Klemmtrine verbirgt, die der Welt den Hengst machen muß, damit man ihr die Angst vorm coming out nicht ansehe.

Die »Hamburger Morgenpost«, bei deren flüchtiger Lektüre ich unter einem Gefühl leide, für das mir bislang der Ausdruck fehlte, veranstaltet eine Werbekampagne, die nach Angaben des Fachblattes »text intern« folgendes bewirken soll:

*Damit soll der von den Lesern empfundene USP gegenüber der »Bild«-Zeitung herausgestellt werden.*

Dies seltsame Würgen unterm Kehlkopf, verbunden mit Achselnässe und Kopfhautjucken – das muß der USP sein.

Mein Theo übertrifft sich wieder mal selbst. »Pokern mit Raketen« heißt die Übung, und die geht so:

*Noch blockieren einige schwere Felsbrocken den Anstieg zum Gipfel. . . Der Stein des Anstoßes liegt nicht mehr in Bonn. Helmut Kohl hat gerade noch rechtzeitig die Bundesregierung aus der Schußlinie genommen... Es mag sich bei alledem um das übliche Schlußgeplänkel handeln. Jedenfalls ist in Genf noch nicht alles in Tüten und Papier... Überhaupt liegt ja der Wert des INF-Abkommens vor allem in seiner Dosenöffner-Funktion... Der Bundeskanzler hat dafür gesorgt, daß niemand uns die Schelle des Sündenbocks umhängen kann.*

Made in West Germany. Es schreit geradezu nach Export, aber weil die Neger vielleicht doch nicht verstehen, was es bedeutet, einem Sündenbock die Schelle umzuhängen, wirft sich Theo aufs Ostgeschäft:

*Dürfen in der Zukunft westdeutsche Zeitungen und Bücher in der DDR frei verbreitet werden? Das gemeinsame »Papier« der SPD und SED enthält darüber einen bemerkenswerten Absatz... Die Idee ist genau 23 Jahre alt. Damals wurde schon einmal über einen »Zeitungsaustausch« geredet. . . Die »Zeit« würde gern dort wiederanknüpfen, wo der Faden 1964 gerissen ist. Wir bieten den DDR-Behörden an, unsere Zeitung an den Kiosken zwischen Wismar und Weimar auslegen zu lassen – die Käufer mögen in Mark der Deutschen Notenbank bezahlen, in »Ostmark« also. Eine Partei, ein Wort? Die Nation ist gespannt auf die Antwort der SED.*

Der Nation, wie ich sie kenne, ist es natürlich schnurzegal, ob die SED »Nein danke, kein Bedarf« sagt oder ob sie die Bevölkerung eines Staates, die mit vielem geplagt ist, auch noch der Zumutung aussetzen will, daß Steine des Anstoßes, die eigentlich Felsbrocken sind, aus der Schußlinie gebracht werden, damit Verträge in Tüten und Papier kommen, um ihre Dosenöffner-Funktion für die Sündenböcke zu erfüllen. Sagt die SED Ja zu Theo, werde ich der DDR, trotz aller ihr bisher bewiesenen Sympathie, meine volle völkerrechtliche Anerkennung, die ich gerade auszubauen und zu vertiefen gesonnen war, fristlos entziehen. Und nun bin *ich* gespannt.

Es unterschätzt mich, wer meint, ich verstünde nicht die Verbitterung, mit der die Einzelhändler der Betroffenheit und des Anliegens auf meine Haarspaltereien reagieren, weil es doch, wenn die Zukunft der Welt in Frage steht, auf Kommata nicht ankommen kann. Aber dann schreibt wieder der »TAZ«-Redakteur Klaus Hartung über die Vorzüge der Realpolitik und läßt mir keine Wahl:

*Es reichen ja schon Menschlichkeit, Sachverstand und die milde Bereitschaft – siehe Engholm – zu reformieren, um den Genossen Trend zu wecken.*

Nun gibt es Leser, die diese Meinung teilen, und andere, die das nicht tun. Aber wissen sie denn, welche Meinung sie teilen oder nicht teilen, da doch der Hartung an entscheidender Stelle ein Komma vergessen oder einen Singular verbeutelt hat? Meint Hartung, es reichten schon Menschlichkeit, Sachverstand und die milde Bereitschaft, zu reformieren, oder meint er, es reiche, Menschlichkeit, Sachverstand und die milde Bereitschaft zu reformieren? Vielleicht sind gerade die, die Hartungs Meinung sind nicht seiner Meinung und die, die seiner Meinung nicht zu sein meinen, sind seiner Meinung? Aber ich höre schon den »TAZ«-Redakteur, dem ich zur Vornahme eines Beistrichs rate, fragen: Wo komma denn da hin?

Als Feminist der ersten Stunde verstehe ich durchaus das Bemühen, jedes männliche Substantiv um eine Silbe zu verlängern, weil man ja sonst keine Deutin vorankäme. Es kommen aber Übertreibungen vor:

*Die Sprecherin der Landesarbeitsgemeinschaft Frauen, Christine Clasen-Stromert, erklärte jetzt, es sei nicht beabsichtigt gewesen, die Autorinnen als Faschistinnen darzustellen.*

Faschistinnen, Reaktionärinnen, Imperialistinnen, Ausbeuterinnen, Foltererinnen oder auch bloß Hosenscheißerinnen: Ist der Preis des Fortschritts so hoch?